

Zeitschrift: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires
Herausgeber: Empirische Kulturwissenschaft Schweiz
Band: 32 (1933)

Artikel: Aus dem rätischen Volksleben
Autor: Lötscher, Simon Leonhard
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-113035>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Aus dem rätischen Volksleben.

Von Simon Leonhard Lötscher, Sent.

Unter dem Bergvolk kann es noch sein, dass ein Mann und eine Frau ihre Arbeit sein lassen, weil es einem Bedrängten zu helfen gilt. Noch heute gibt es jene schwerfälligen Bauern, die sich sehr gemächlich überlegen, ob sie einen Regenschirm auf ihren Weg mitnehmen sollen, oder Bauern, die immer nur stückweise erzählen, was sie mitteilen wollen. Man hat ja Zeit, weil man sich eben Zeit nimmt, und nur der Zeitlose kann Zeit gewinnen.

Die Häuser sind einfach und warm und aus Holz gebaut, fast ohne Ausnahme mit der Hauptfront gegen Süden. Jede Familie bewohnt ein Haus allein, welches aus Stube und Wohnstube, Schlafkammer und Nebenkammer, Küche und ein bis zwei Kellern, Vorrats- und Kleiderkammern besteht. Ein jedes dieser echten, alten und neuen Häuser ist mit Blumen geschmückt. Wer je durch die schmucken Dörfer des Prätigaus, Schanfiggs, Münstertals, Engadins usw. gegangen ist, der hat den bunten Schmuck, die feurigen Nelken, die grünen Geranien, die saftigen Fuchsien und Rosmarine bewundern müssen. Aber auch im strengen Winter zeugt jede Bauernstube vom ewigblühenden Frühling. Hier werden die Lieblingsblumen und Pflanzen aufs beste gepflegt und im schönsten Schmucke erhalten.

Einfach und schlicht wie ihr Heim ist auch ihre Kleidung. Dieselbe besteht meist aus selbstgesponnenen und -gewobenen Stoffen. Der Bauer verrichtet seine Arbeit grösstenteils ohne Rock, in weissen oder auch farbigen Hemdärmeln. Auch die Bäuerin sieht man heute noch ohne „Tschopen“ oder Bluse in weissen Ärmelstössen auf dem Felde arbeiten. Ein möglichst weiter, faltenreicher Rock mit einer „Gstalt“ ist der Bergbäuerinnen Arbeitskleid. Ungenagelte Schuhe trägt man hier höchstens am Sonntag, das verlangt schon das Gehen und Stehen auf den steilen Abhängen und Berghalden.

In verschiedenen Gemeinden des Prätigaus und Schanfiggs wohnt eine Familie nicht immer in ein und demselben Hause. Sie ziehen nomadenartig von Ort zu Ort, vom Tal

auf den Berg und von einem Berg auf den andern. So zügeln sie von einem Haus zum andern, mit Kind und Kegel, Gross- und Kleinvieh habe, mit Huhn und Hahn, mit Katz und Hund. Hausrat, Betten und Wäsche haben sie meistens in jedem Hause.

Alle Küchengeräte, Gefässe und Geschirre sind einfach und stark. In vielen Orten sind Holzlöffel zum Essen auf dem Felde nichts Seltenes. Einen „Hegel“ (Messer mit hölzernem Griff) hat jeder Bauer und beinahe auch jede Bäuerin in der Tasche, so dass das Mitnehmen von Tischmessern erübrigt wird. Sämtliche Gefässe wie: Eimer, Gebsen, Gelten, Butterfässer, Milchkübel oder -Tausen sind aus Holz.

Fleisch und Speck wird hier für das ganze Jahr selbst produziert. Es wird gewöhnlich jährlich eine Kuh oder ein jüngerer Ochse und zwei Schweine geschlachtet. Das Rind- und Schweinefleisch wird geräuchert und an der Luft getrocknet und zum Teil verwurstet. Auch das Brot wird von den Bäuerinnen selbst gebacken und zwar in der Regel für die Zeitdauer von 3 Wochen. Mancherorts wird das frisch gebackene Brot unter den Nachbarn ausgewechselt als „Versuecher“. In einigen Gemeinden des Schanfiggs und Prätigaus darf ein Mädchen nie ein ganzes Brot anschneiden, ansonst es ledig bleibt.

Streng und hart sind die mannigfaltigen Arbeiten dieser Bergbauern, trotz alledem sind sie aber keineswegs mürrisch und unzufrieden mit ihrem Los. Ihre Nahrung ist einfach aber gut und kräftig. Die Hauptnahrungsmittel bilden: Milch, Brot, Käse, Butter, Fleisch und Kartoffeln; aber auch besondere Speisearten wie: Eiertatsch, Ribbel, Maluns, Pizzockel, Plains usw. sind gebräuchlich. Bei dem Einnehmen der Mahlzeiten sind die Meistersleute und das Gesinde am gleichen Tisch; denn sie wissen nichts von einem Unterschied zwischen Herr und Knecht, weil ein Jeder den Andern benötigt. Vor dem Essen spricht jeweilen abwechselungsweise eines der Kinder das Tischgebet.

Die Verwandtschaft wird noch sehr gepflegt. So werden die Wörtchen „Base“ und „Vetter“ bis in den siebenten Verwandtschaftsgrad nicht vergessen, und der Taufpate oder die Patin werden auch im späten Alter mit „Götti“ oder „Gotta“ angesprochen.

Der Familienschmuck vererbt sich jeweils auf die älteste Tochter. Es sind dies hauptsächlich Finger- und Ohr-

ringe und lange, schwere, goldene Halsketten. Diese Kleinode werden jedoch nur bei speziellen Anlässen wie an Taufen, Hochzeiten, Tänzten, Landsgemeinden, Sänger- und Kinderfesten getragen. In der übrigen Zeit wird dieser vererbte Familienschmuck in einem besondern Kästchen aufbewahrt.

Ein frommes Volk wohnt in diesen Gebirgstälern. Die Sonntage werden geheiligt, und es herrscht noch die ehrwürdige Sitte, dass mindestens eines aus jedem Hause zur Kirche gehen muss. Wer es nicht täte, würde gegen die allgemeine Tradition verstossen.

Am Sonntagmorgen, wenn sie zur Kirche gehen, schreitet er voran und sie dicht hinter ihm nach, bedächtig und steif. Sie haben ein schweres Gangwerk vom Pflügen. Wer sah je einen Bauer mit seiner Eheliebsten, ausser am Hochzeitstage, am Arm gehen? Sie gehen einher, gebeugt und still, sie sagen sich nicht viel unterwegs; sie haben sich nicht viel zu sagen; denn eines denkt des andern Gedanken. Unter gleicher Arbeit, in gleicher Umgebung, wachsen sie auf, beide brachten Gleiches mit in die Ehe, beide traf gleich hart Unwetter und Dürre, beide machte gleich froh der Segen Gottes in Haus und Feld. Kein Wunder, wenn sie so ganz und gar zwei Gleiche geworden sind, dass eines des andern Gedanken denkt.

1. Der Hengert.

Wenn die niederen, von der Sonne verbrannten Häuser unserer Bergdörfer eingeschneit sind, jedes Dach seine weisse Kappe hat, der „Gutschgi“ ins Land gezogen ist, an den losen Balken rüttelt und schüttelt, dann ist einem so recht winterlich zumute.

Was gibt es dann Schöneres, als an den langen Winterabenden, nachdem das Tagewerk beendet ist, in der Stube am Ofen zu sitzen, in welchem es knistert und knastert, dass es eine Freude ist! Dann fühlt man erst, wie es „heimelig“ ist daheim bei den Seinen, unter den schlichten, aufrichtigen Leuten, in seiner eigenen Hütte, sei sie auch noch so klein und alt.

„Das ist schon recht so“, werden mir die ledigen Burschen und Mädchen vom Schanfigg und Prätigau antworten, „aber am Samstag und Sonntag wollen wir nicht allein auf dem Gutschi hocken, dann wird z'Hengert gegangen.“

Hengert! Wer lacht nicht auf, wenn davon gesprochen wird, wenn er weiss, was damit gemeint ist? Die roten Wangen der Ledigen färben sich noch röter, das Spinnrad der Nana hält eine Weile mit seinem Schnurren inne, ihr Gesicht erscheint jünger, ja selbst der Ehni auf der Ofenbank vergisst das Ziehen an seiner Pfeife. Unwillkürlich denken sie alle an etwas Schönes, Uraltes, an etwas, das schon die Urureltern getan, und das man tun wird, solange es ledige Schanfigger und Prätigauer geben wird.

Von der nahen Turmuhr ertönt die elfte Abendstunde. Auf dem Dorfplatz stehen vier verschneite Männergestalten, jede den Hut fest in die Stirn gedrückt, um sich so gut wie möglich vor dem tobenden „Gutschgi“ zu schützen.

„Heute abend gehen wir wieder einmal auf die ‚Egga‘ hinaus, die Lena ‚planget‘ schon lange auf einen ‚Hengert‘“, sagt der Stutz-Baschli, indem er sein Gesicht dem Tobel zukehrt und langsam dem andern Teil des Dorfes zuschreitet. Ohne eine Erwiderung, oder gar einen Einwand — denn der Baschli ist ja der Älteste unter ihnen, der hat zu befehlen! — folgen ihm die andern drei durch den hohen Schnee.

Der „Gutschgi“ wird immer wilder, die Burschen müssen oft rückwärts schreiten, um atmen zu können. „Wir hätten wohl zur Bordtrina gehen können, das wäre nicht so weit weg gewesen; dazu butzt einen der ‚Gutschgi‘ noch beinahe“, meint der Schneckastand-Hitsch. Der Post-Ueli gibt ihm als Antwort einen schwachen Puff mit der Faust, indem er auf den Vorläufer Baschli weist. Da wird der Hitsch ruhig; sie wissen ja alle, mit dem Stutz-Baschli, dem reichsten Bauernsohn des Dorfes, ist nicht zu spassen; was der sagt, muss getan werden, ohne zu widerreden.

* * *

Endlich sind sie auf der „Egga“ angelangt. Der Baschli klopft, er kann es ja am besten (Hat er nicht schon an so vielen Türen gepöpperlet?), zuerst ganz sachte, sachte, dann immer lauter, um zuletzt in ein wahres Poltern zu geraten. Die andern drei begleiten ihn mit dem Brummen eines Hengertliedes:

„Maitja tua-n-isch Türa uf,
Luag m'r plangend lang scho druf,
M'r wennd hinächt luschtig sin.
Lass n-isch bitti, bitti in!“

Immer noch keine Antwort. Der Klopfer wird ungeduldig. Seine Hände sind vor Kälte erstarrt. Noch einmal wird ein Liedlein gesummt:

„Hussa isch es leid und chalt,
Was tuasch langär schätza?
Chusch nit zua-n-isch apper bald
Schlömmer alles z'Fätza.“

Wieder lautlose Stille, das nur von Baschlis eintönigem Klopfen unterbrochen wird. Dann — nach etwa zwanzig Minuten — hört man im obern Stockwerk eine Türe ächzen. Eine hohe Mädchenstimme fragt: „Wer isch dunnä?“ „Guet Fründ!“ antwortet der Klopfer mit verstellter Stimme. Nach einer Weile sitzen sie in der warmen, gemütlichen Bauernstube. Der Stutz-Baschli mit der Lena auf dem Gutschi, die andern drei um den Tisch herum, sich zu einem Jass rüstend. Eine Stunde später folgt die Ablösung: der Post-Ueli darf jetzt mit der Lena auf dem Gutschi hengern, und der Baschli macht sich an den Jasstisch.

* * *

Irgendwo schlägt es die zweite Geisterstunde. Da — plötzlich ein Gemurmel von Menschenstimmen auf der Strasse, vereinzelte Schritte nahen sich der Türe. Dann ein langanhaltendes Klopfen. „Verflucht, dass man nie ‚hengern‘ kann, ohne dass einem die Graber überrumpeln“, brachte der Post-Ueli hervor. Der Baschli geht in den Vorraum hinaus. „Wer isch do?“ „D'Graber!“ Die Türe öffnet sich; acht, zehn Burschen treten in die Stube. Nach einem kurzen Guten-Abendwunsch und von der Lena bewillkommnet sucht ein jeder eine Sitzgelegenheit. Die Jasskarten verschwinden in der Rocktasche eines Eigentümers. Eine Zeitlang ist es ganz ruhig in der Stube. Nur das eintönige Ticken der alten, mit Blumen bemalten Wanduhr ist vernehmbar. Der Stutz-Baschli geht zu den drei Burschen, die mit ihm „z'hengert“ gekommen sind und raunt ihnen etwas ins Ohr. Darauf greift jeder in seine Hosentasche, entnimmt dem Geldbeutel ein Zweifrankenstein und legt es auf den Tisch. Das ist das „Grabergeld“. Jeder am „Hengern“ ertappte hat den „Grabern“ als sogenannte Strafe einen Liter Wein zu bezahlen. Der Jüngste der zuletzt Eingeladenen nimmt das Geld und geht hinaus; er ist der Weinträger. Allmählich wird es lebendig unter den

Burschen. Das „Kögeln“ und Witzeln hat seinen Anfang genommen. Wenn sie genug davon haben, fangen sie an zu singen, schöne, alte Volkslieder, Lieder von ihrer Heimat, vom Bauernstande, von Freud und Leid. Ab und zu gibt der „Gant-Lieni“ einen Jodler zum besten, der von den Übrigen mit einem leisen Summen begleitet wird.

Der Weinträger kehrt zurück. „Ich musste lange warten, die Post-Greta war schon zu Bette gegangen.“ Die Graber stossen an. „Aufs Wohl der Hengertburschen.“ Diese trinken nicht mit, denn sie haben kein Recht dazu. Der Gurdinätsch-Jörli nimmt seine Mundharmonika, die er in einer alten Zeitung eingewickelt hat, hervor und spielt einen echten Schanfigger Bödeler auf. Nun gibt es erst recht Leben. Die reinste Chilbi. Es wird getanzt, dass man jeden Augenblick meint, der Boden sinke in die Tiefe, die Wände fielen ein.

Der Ätti in der oberen Kammer kehrt sich im Bette dreiviermal um; er hüstelt, will zur Ruhe mahnen. Die „Alte“ jedoch bekehrt ihn: „Was denkst auch, Alter, weisst du nicht mehr, wie ihr's gemacht habt? Noch viel ärger!“ Und dann reden sie noch lange miteinander von ihrem Hengert, der weit hinten liegt. Lang, lang ist's her. Die jüngern Geschwister der Lena, das weisshaarige Bettali und der kleine, dicke Peter mit den blauen Augen horchen gwundrig an ihrer Kammerthüre dem Lamentieren der Ruhestörer.

Die Burschen haben eben ein neues Lied angestimmt, als die Türe aufgerissen wird und des Schulmeisters-Hansuerei eintritt. Der Gesang verstummt, alles richtet seine Augen auf den Eintretenen, der meldet: „Auf der Gant ist Licht, gewiss hockt ein Fremder bei der Menga.“ In einem Atemzug hat es der Schulmeistersohn hergesagt. Nun beginnt ein Rumoren unter den Grabern. „Was ein Fremder, sagst du, dem wollen wir schon heimzünden.“ „Was braucht der zu unsern Mädchen zu kommen, der soll in seinem Dorfe hengern.“ „In den Brunnen mit ihm! Der soll bezahlen, dass es Schwarten kracht, dass er in Zukunft weiss, wo Bartli den Most holt.“ „Dem wollen wir schon das Hengern bei uns vertreiben.“ Alles dreht sich nur mehr um diesen Fremden, der sich die Frechheit erlaubt hat, bei der „Gant-Menga“ z'Hengert zu kommen.

Im Nu stehen die Gläser leer auf dem Tisch. Die Graber verabschieden sich von der Lena und den vier Hengertburschen, nachdem sie von diesen versichert worden sind, dass ihnen

nichts für ungut gehalten wird, und schreiten eiligst dem Hause zu, wo der Fremde mit der Menga, nichts ahnend, auf der Ofenbank hengert. O ihr rücksichtslosen Graber!

Unsere vier Burschen hengern weiter, bis es vier Uhr geworden ist, die Stunde des Aufbruches. Sie treten hinaus ins Freie. Grosse Schneewehen liegen vor dem Hause. Der „Gutschgi“ hat sich gelegt. Hinter trüb verschleierte Nebeln tritt der Mond hervor und wirft einen matten Schimmer über das noch tief im Schläfe liegende Dorf.

Mit kurzem Abschiedsgruss gehen die Hengertburschen auseinander; jeder seinem Vaterhause zu. Vereinzelt verhallt ein unterdrückter Jauchzer. Dumpf gibt das Echo Antwort. Ab und zu ertönt das Bellen eines Hundes. Der „Post-Ueli“ singt leise vor sich hin:

„M'r Lüt uf em Land,
Sind so glücklich und froh“

Auf der andern Talseite erscheinen vereinzelt kleine Lichtlein. Futterknechte, die sich früh auf den Weg machen müssen, um rechtzeitig bei ihren weitabgelegenen Viehställen zu sein. Der Lichtlein werden immer mehr. Irgendwo kräht ein Hahn. Im Osten zieht ein neuer Tag herauf, ein Tag der Arbeit und der Sorge.

2. Las bacharias.

(Die Engadiner Hausmetzg.)

So um die Mitte November herum, am häufigsten aber im Christmonat, zuweilen auch im Jänner, wenn es draussen schneit, eine schneidende Bise durch das Tal fegt, die Fenster-scheiben gefroren sind, so dass man nicht einmal das Nachbarhaus zu sehen vermag, dann findet jeweilen im Engadin die Hausmetzgete statt.

Das ist ein Tag! Ein Tag der Arbeit, Mühe und des Durcheinanders. Da kommen die Verwandten, Nachbarn, Freunde herbei; sie alle wollen behilflich sein.

Aber etwas darf dabei nicht vergessen werden. Wenn junges Volk im Hause wohnt, dann wird am Abend zuvor der Ochs, der am Metzgtage geschlachtet werden soll, aus dem Stalle entführt und in einen andern gebracht. Dies geschieht natürlich zu später Stunde, wenn alles ruhig ist im Dorf, unter grösster Vorsicht, damit ja niemand etwas merke. Ein ganz „Durchtriebener“ schleicht sich in den Stall, um

das Tier herauszuholen, währenddessen die anderen Burschen Ausschau halten. Oft geht es dann ziemlich lange, bis der Besitzer seinen „Toni“ oder „Prinz“ am andern Tag findet und ihn wieder an den richtigen Ort bringt, und obgleich er der Gefoppte ist, lädt er die „Diebe“ am Abend darauf zu der sog. „palorma“ ein (eigentlich Totenmahl). Da wird getanzt und gesungen bis gegen Mitternacht und manches Gläslein geleert.

* * *

Wenn dann der grosse Tag erschienen ist, dann heisst es früh aus den Federn. Der Hausmetzger kommt, trinkt zum Willkomm ein Glas „Gebrannten“. Das gibt ihm Kraft und Mut, und er verfehlt sein Opfer gewiss nicht. Aus dem Stall holt er dann den grossen, fetten Ochsen und gibt ihm den Todesstich.

Doch nicht nur Ochsen werden geschlachtet, sondern auch Borstentiere. Sie werden fein rasiert und abgewaschen, kunstgerecht zugeschnitten, und Nachbarn, Paten und Bekannte äussern ihre Meinung, ob es ein rundes, fettes, schönes Schweinchen sei.

* * *

In Sent herrscht der Brauch, dass das Tier, sei es Ochs, Kuh oder Rind, ehe es geschlachtet werden soll, im Dorfe herumgeführt wird.

Zuvorderst ist ein Reiter in Frack und Zylinder; dann kommt die Tanzmusik und das mit Blumen geschmückte Tier, vom Metzger geführt. Als Metzger erscheint der Hauptbeteiligte am vorabendlichen „Diebstahl“. Im Zuge gehen auch Burschen als Mädchen verkleidet. Zuletzt folgen die „Lavunzas“ (Wäscherinnen). Sie sind maskiert, und jede hält eine berusste Pfanne in der Hand, mit welchen sie den Kindern nachspringen und dieselben anschwärzen, was grosses Gaudium, jedoch oft auch viele Tränen absetzt. Ist der Umzug zu Ende, so wird das Vieh geschlachtet und zwar auch von dem, der das Tier aus dem Stalle entführt hatte. Fehlt der junge Metzger sein Opfer, so ist das für ihn sehr beschämend, da er sich am Abend zuvor doch als einen Helden gezeigt hat. Er wird dann von den andern verspottet und ausgelacht.

Als vor vielen Jahren einem jungen Burschen aus Sent ein solches „Malheur“ passiert war, wurde er mit folgendem halb romanischen, halb deutschen Spottlied bedacht, das man heute noch etwa auffrischt:

- | | |
|---|--|
| 1. Hoz füt' na fest a Sent
Es war so herrlich,
Un boüv eira püschla
So schön, so zierlich. | 3. Rivats aint a Cûrtin
Bei einem Hause
Chattet pür lö'l dalet
Nach einer Pause. |
| 2. Girand intuorn cumün
Mit Musikanten,
Il boüv, quel giaiv, il prüm
Die andern rannten. | 4. Il boüv, qüel gnit Coppà
Mit einem Schlage
Cûlpit et dños ogets
Den Ochs, das Glase. |
5. La cûolpa del fallar
 Das war ein Mädchen,
 Chi staiva, vis-à-vis
 Dem holden Schätzchen.

Die grösste Arbeit hat an einem solchen Tage die Hausfrau. Schon früh musste sie mit dem Kochen beginnen. Heute gilt es, Ehre einzulegen, und täte sie es nicht, es würde ihr von den Helfern bös angerechnet. Zum Glück wird nicht jeden Tag gemetzget!

Das Hauptvergnügen aber bildet wohl das Fleischhacken; alles singt im Takte mit und der Hackstock brummt den tiefen Bass dazu!

Und dann das Rauchwürstestopfen! Wer kennt sie nicht, die Engadiner Salsize? Das ist ein Essen mit einem Tropfen alten Veltliners!

Bis Mitternacht wird gearbeitet, gesungen und gegessen. Dann folgt der Kehraus. Sie trotten heimwärts durch den tiefen Schnee, die Nachbarn, Paten, Freunde und Bekannten. Schwer fallen die Flocken zur Erde hernieder. Schwer ist auch ihr Gang.

„Denn, so viel Würste, so viel Wein,
 Wem möcht es da nicht ‚schwindlig‘ sein?“

3. Bavania.

„Bavania“, auch „Buania“ oder „Bibania“, so nennt der Rätoromane das auf den 6. Januar fallende Dreikönigsfest. Die Bezeichnung lässt sich ohne grosse Schwierigkeit als eine verstümmelte Form des Griechischen „Epiphania“ erkennen, das im Deutschen „Erscheinung“ heisst und in diesem besonderen Falle mit „Erscheinung Christi“ wiedergegeben zu werden pflegt. Ganz besonders im Volksglauben errang sich die Bewunderung und Verehrung der „Drei Könige“ schon verhältnismässig früh den Vorzug vor der ursprünglichen Bedeutung

des Festes, und auch der Rätoromane feiert sein Bavania vornehmlich zur Erinnerung an die Anbetung der Magier als Dreikönigsfest.

Das junge Engadiner Mädchen müht sich an diesem Tage um die Erforschung der Zukunft. Es möchte vor allem erfahren, ob und was für einen Geliebten das neue Jahr ihm beschert. Es schaut denselben am Dreikönigsabend, indem es in der Dunkelheit des Kämmerleins die Hände fest gegen beide Augen presst und dabei bestimmte Formeln hersagt. Hierbei zeigt das durch den Wunsch suggerierte Bild dem Mädchen nicht nur die äussere Gestalt des Zukünftigen, sondern gibt ihm auch Aufschluss über dessen Gesinnung und Vermögensstand:

„Ist er arm, kommt er geschritten,
Ist er reich, kommt er geritten.“

Auch der Brauch des „Bleigiessens“ ist an diesem Tage im Unterengadin und im Münstertal noch im Schwunge. Man giesst Blei in kaltes Wasser und versucht, aus den sich im Wasser bildenden Bleigestalten zu erforschen, was das Jahr bringt. Die Jugend befragt heute noch das sogenannte „Dreikönigsbuch“ („Cudisch da Bavania“), dessen Fragen und Antworten durch Würfeln ermittelt werden.

Ein ebenfalls verbreiteter Dreikönigsbrauch ist das Wettervoraussagen durch den „Zwiebelkalender“. Man zerteilt die Zwiebel in 12 Teile, auf welche gleichmässig viel Salz gestreut wird. Je nachdem die Stücke nass werden oder trocken bleiben, gibt es nasse oder trockene Monate.

Im Münstertal und im Samnaun kommen die jungen Mädchen des Dorfes am Abend des Dreikönigsfestes zusammen, stellen sich in einer Gasse, welche von einer andern gekreuzt wird, auf und werfen einen Pantoffel hinter sich. Auf der Seite, nach welcher derselbe fällt, glauben sie ihren Zukünftigen zu finden. Man nennt das „trar la pantoffla“ (Pantoffelwerfen). Dieser Brauch ist mancherorts auch am Altjahrabend üblich.

Nach solchen Massnahmen, in welchen der Volksglaube die segnende Wunderkraft der heiligen drei Könige verkörpert sah, glaubte man sicherer und mit mehr Zuversicht dem neuen Jahre entgegen gehen zu können.

4. Das Wilde-Mann-Spiel im Samnaunertal.

Nachdem der Inn, der von Martinsbruck abwärts die Schweiz vom Tirol scheidet, die Ovellaschlucht verlassen hat, fliesst ihm vom Westen her in tief eingeschnittenem Bett der Schalkl¹⁾ oder Schergenbach zu, dessen Lauf nunmehr die schweizerisch-tirolische Grenze folgt, um nach etwa sechs Kilometern beim österreichischen Zollhause Spissermühle, unterhalb des Tiroler Örtchens Spiss, den Bach zu übersetzen und zunächst in nördlicher, dann westlicher Richtung weiterzuziehen, das sich hier weitende Hochtal von Samnaun (in der romanischen Talmundart Samanium) umfassend. Auf dem etwa fünf Kilometer langen, westöstlich von 1700—1850 m ansteigenden Talboden liegen die fünf zu einer politischen Gemeinde vereinigten Ortschaften: Compatsch, Laret, Plan, Raveisch und Samnaun, mit insgesamt etwa 350 katholischen Einwohnern, die ihre gemeinsame Kirche und Schule in Compatsch haben. Mit Pfunds (Tirol) bestand von altersher reger Verkehr. Von dort bezog der Samnauner die Mehrzahl dessen, was ihnen nicht die Eigenwirtschaft lieferte oder der Postbote mit seinem kleinen, einspännigen Karren zuführte. Dieser Postbote übernahm die Post nicht in Pfunds, sondern in dem etwa acht Kilometer südlich an der über Finstermünz ins Vinschgau ziehenden Strasse gelegenen österreichischen Markt Nauders, der auch für die Einkäufe des Samnauners in zweiter Linie in Betracht kam und wo für sie der nächste Arzt zu finden ist.

Die ursprünglich im Tal gesprochene romanische Mundart steht der des Unterengadins nahe, zeigt aber auch verschiedene Berührung mit der des Münstertals. Über den Zeitpunkt, wann die Germanisierung begonnen, und darüber, wie sie sich im einzelnen vollzogen hat, ist Sicheres nicht zu ermitteln. Das Dorf Remüs im Unterengadin, mit dem das Samnaun früher in weltlichen und kirchlichen Dingen vereinigt war, ist samt seinem Archiv anno 1880/81 abgebrannt. Aus Angaben der ältesten Talbewohner, die selbst nur Gehörtes nacherzählen können, ergibt sich folgendes: Bis um das Jahr 1820 wurde innerhalb des Tales ausschliesslich romanisch gesprochen. Den Anstoss zur Ausbreitung des Deutschen gab

¹⁾ Schalkl = Knecht, roher Mensch — wohl auch Scharfrichter. In diesen Bach wurden früher die Leichen der Geköpften vom Henker hineingeworfen, daher der Name.

die etwa 1825 erfolgte Anstellung eines aus dem Tirol stammenden Lehrers Waldner, von der Malserheide gebürtig, der eine Samnaunerin, namens Jenal heiratete. Um die gleiche Zeit ging man auch zur deutschen Predigt über. Verstanden und zum Teil auch gesprochen wurde das Romanische aber noch bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts in den meisten Familien. Die jetzige Samnauner Mundart trägt deutlich die Züge einer Mischmundart an sich.

* * *

Vor vielen Jahren war es im Samnaun üblich, dass in der Fastnachtszeit das „Wilde-Mann-Spiel“, auch „Blockziehen“ genannt, aufgeführt wurde. Die Entstehungsgeschichte dieses Spieles liegt völlig im Dunkel. Schriftliche Nachrichten hierüber sind keine vorhanden. Jedoch ist die erste Aufführung auf uralte Zeiten zurückzuführen. Zum letztenmal wurde der Wilde Mann am Donnerstag in der Fastnacht (im Samnaun „unsinniger Donnerstag“ genannt) des Jahres 1875 unter gewaltiger Teilnahme des Volkes aufgeführt. Die zweitletzte Aufführung reicht etwa auf 1860 zurück. Also eine lange Unterbrechung! Weiter zurück reicht kein Gedächtnis.

Über den Grund des Nichtmehraufführens weiss man nichts Bestimmtes. Die Spieler des Jahres 1875 entgingen (laut Gemeindeprotokoll) mit knapper Not einer Busse, weil sie den Baum fällten, dessen Stamm zur Aufführung notwendig war, ohne die Gemeinde rechtzeitig hievon in Kenntnis zu setzen. Das mag eine Misstimmung erzeugt haben. Tatsache ist, dass im folgenden Jahr erstmals Theater gespielt wurde, was seither üblich ist. Vielleicht lebt das Spiel wieder einmal auf.

Im Nachbardorfe Spiss (Tirol) wurde das Spiel im Jahre 1925 aufgeführt, vorher aber seit Menschengedenken nie.

* * *

Die Vorbereitung zu diesem Wilden-Mann-Spiel bestand im Fällen eines mächtigen Baumstammes von 10 m Länge. Derselbe wurde in das Dörfchen Plan, in der Talsohle des Schergenbaches liegend, gebracht; dort von Ästen und Rinde befreit und mit Tannenkränzen und buntem Flitter geschmückt. Am bestimmten Tage versammelten sich sodann Spieler und Zuschauer auf dem Dorfplatze in Plan. Das Spiel begann.

Es galt zunächst, den im tiefverschneiten Walde hausenden Wilden Mann, den König des Waldes, einzufangen. Meistens wurde er ohne Gewaltmassnahmen einfach herbeigelockt.

Man stellte einen Tisch mit Wein ins Freie. Dann spielte die Blechmusik der ganzen Talschaft — verlockend, bezaubernd in gleichmässigem Rhythmus. Sie lockte den Wilden Mann herbei, er kam scheu und zögernd immer näher, bis an den Tisch heran, trank ein Glas Wein, warf das leere Glas in den Bach und sprang in den Wald zurück. Man schoss ihm nach, er blieb mit einer Fusswunde liegen. Die Braut, weiss gekleidet und mit einem weissen Kranz im Haar, die beim Stamme wartete, verband ihm die Wunde. Der Wilde Mann wurde nun gefesselt und mit Ketten am Fusse des Stammes angebunden. Sein Kleid bestand vom Kopf bis zu den Füßen aus Tannzapfen, Baumflechten und Zweigen. Der Stamm wurde sodann auf einen Bockschlitten gebunden. Das Volk stellte sich hinter diesem auf. Nun begann das Blockziehen. Achtundzwanzig kräftige Jünglinge zogen an Stricken den Schlitten. Der Wilde Mann wurde nachgeschleift. Vorn sass ein Fuhrmann, in einen weissen Mantel gehüllt, mit Peitsche. Das Volk kam hintendrein, lachend und scherzend. Die Kinder verspotteten den gefesselten König des Waldes und warfen Schneeballen nach ihm. Jetzt hatten sie ihn ja nicht mehr zu fürchten, den unheimlichen, bösen Geist des Tales. Dieser suchte sich aus seinen Stricken zu befreien. Manchmal gelang es ihm auch, und dann musste man ihn wieder einfangen, was oft sehr lange ging.

Unter dem Volk befand sich auch ein Narr, lang wie eine Bohnenstange und mit einem Glöcklenspielgewand angetan. Er machte die tollsten Spässe, verlangte von den Leuten Geld und malträtierte diejenigen, die es verweigerten, mit einem mit Asche gefüllten Sack. Auch eine Hexe, das Gesicht gleich einer Aussätzigen, bucklig und einäugig, folgte dem Zuge. Sie wahrsagte den Leuten die Zukunft aus den Handlinien, gab hin und wieder Rat, wie man sich bei gewissen Krankheiten zu verhalten habe und geiferte über die, die zu ihren Aussagen ein ungläubiges Gesicht machten. Gleichfalls befand sich ein Barbier unter dem Gefolge. In der einen Hand hielt er einen Pinsel, in der andern eine Schale Seifenschaum, hopste von vorne nach hinten, seifte diesen und jenen ein, und ergänzte so den Narren in seinen Spässen.

Auf dem Dorfplatz von Compatsch hielt der Zug an. Der Wilde Mann wurde vom Stamme losgebunden und von einigen Burschen in die Mitte des Platzes geführt. Seine Braut stand ihm zur Seite. Das Volk stellte sich im Kreise um den Wilden Mann herum auf. Die Gerichtsverhandlung begann. Als Richter walteten die achtundzwanzig Jünglinge, die den Block zogen, ihres Amtes. Der Wilde Mann wurde entweder begnadigt oder zum Tode verurteilt. Es wurden ihm alle möglichen Untaten zugeschrieben, oder er wurde für Unglücksfälle verantwortlich gemacht, da er allgemein als böser Geist des Tales galt. Ob sich der Wilde Mann gegen die ihm vorgeworfenen Untaten verteidigte, kann man sich nicht erinnern, da es schon im Jahre 1875 an einer festen Tradition fehlte. Meistens wurde er von den Burschen zum Tode verurteilt. Um solcher Schande zu entgehen, erstach sich der König des Waldes mit einem Dolche, zu welchem Zwecke er unter dem Wams einen mit Blut gefüllten Darm oder Schlauch trug. Das Blut floss in den Schnee, und seine Braut stürzte sich jammernd und wehklagend auf den Sterbenden. Die Musik spielte einen Totenmarsch und wurde von dem Jubel der Zuschauer ergänzt. Wurde er begnadigt, musste er in den Baumwald bei Compatsch fliehen, den man ihm als Aufenthaltsort überliess.

So war das Spiel mancher Variationen fähig und liess einen wirkungsvollen Eindruck zurück.

Am Ende wurde der Stamm, den die Gemeinde unentgeltlich abgab, von den Burschen versteigert. Mit dem Erlös wurde in erster Linie der Durst gelöscht.

* * *

Der „letzte“ Wilde Mann lebt noch und erzählt, beinahe 80jährig, das Spiel mit jugendlicher Begeisterung. Er heisst Augustin Heiss, war viele Jahre Nachtwächter, und wohnt in Compatsch, wo er sein Schusterhandwerk heute noch ausübt.

5. Das Scheibenschlagen.

Das „Scheibenschlagen“, das in der Gemeinde Schiers (Prätigau) alljährlich bis ungefähr um das Jahr 1860, am letzten Fastnachtsdonnerstag stattfand, ist ein Brauch, wie er noch in einigen Dörfern des St. Galler Rheintals besteht, dem wir im Berner-Oberland begegnen und der wohl mit dem

„feu des brandons“ der Westschweiz und dem Verbrennen des „Bögg“ im Sechseläuten verwandt ist. Ludwig Ganghofer erwähnt das Scheibenschlagen im bayrischen Oberland, und Rosegger lässt im Steiermark beim Fastnachtsfeuer die Burschen einen hinterlistigen Kameraden das Gesicht mit Kohle schwärzen.

Bis in die letzten fünfziger Jahre feierte man hier noch den Aschermittwoch als „Bschurimittwoch“ und den darauffolgenden Donnerstag als „schmutzige Dunnstig“. Am ersten trachtete man, womöglich unbemerkt, einem andern, namentlich befreundeten Mädchen, das Gesicht zu schwärzen, mittelst einem „Bschuriplätz“, den man an einer russigen Pfanne abrieb oder an einem rauchenden Öllicht schwärzte und dann in der Tasche trug, um ihn unversehens an den Wangen seines Opfers abzuwischen. Dies war nichts Schlimmes, denn Russ im Gesicht liess sich gut abwaschen, desto gefährlicher war dafür der „schmutzige Donnerstag“, weil man das Pfannenschwarz mit Unschlitt vermengte, was zum Kleiderverderben und anderen Ärgernissen Anlass gab, sodass das „Bschurä“ immer mehr bekämpft wurde und noch in den fünfziger Jahren von selbst aufhörte, während das „Scheibenschlagen“, als Abschluss der Fastnachtszeit, sich noch mehrere Jahre erhielt.

Mit dem Anfang des Karnevals begannen die Vorbereitungen für das Scheibenschlagen. In der freien Zeit wurden von den grössern Schulbuben und den Ledigen mit Säge, Beil und Bohrer die Scheibe gezimmert. Diese Scheiben waren kreisrunde Platten aus grünem Buchenholz von ca. 15—18 Zentimeter Durchmesser, in der Mitte etwa drei Zentimeter dick, auf den Seiten leicht gewölbt und am Rand auf ungefähr anderthalb Zentimeter Dicke auslaufend. Im Zentrum hatten diese Scheiben ein Loch von annähernd zwei Zentimetern Durchmesser, um sie an eine etwa 2 Meter lange Haselnusslanze aufstecken zu können. Die jungen Burschen, versehen mit ihrem Schläger und einer Anzahl Scheiben an einer Schnur über der Schulter versammelten sich am Fastnacht-Donnerstag nach dem Nachtessen und begaben sich gruppenweise auf den Scheibenbühl, wo schon die Anstalten zum festlichen Anlasse getroffen waren.

Ein ungefähr zwei Meter langes, solides Brett (der Scheibenbock genannt) mit zwei Beinen oder einer Unterlage an einem Ende wurde schräg zum Horizont (25—30 Grad) so aufgestellt,

dass es talseitig schräg nach oben stand, während das andere Ende belastet am Boden auflag. Ein Haufen Brennholz, durch die Teilnehmer heraufgeschafft, vervollständigte das Zubehör. Um $\frac{1}{2}$ 8 bis 8 Uhr brannte schon das Feuer, und wenn 10 bis 15 Mann mit ihren Scheiben zur Stelle waren, durfte das Schauspiel beginnen, nachdem man sich noch beraten hatte, wem die Scheiben gelten sollten. Diese wurden ins Feuer gelegt, gewendet und überwacht, damit sie schön und gleichmässig anbrennen, ohne zu spalten. Wenn eine dann hübsch glühte und flackerte, wurde sie fest an den passenden Stock gesteckt und mit einem besonderen Schwunge mehrmals über dem Haupte des Schwingers kreisend, kunstgerecht über den Scheibenbock geschlagen. Sie flogen dann, wenn alles gut ging, hoch durch die Lüfte in einer prächtigen Parabel bald gegen das Oberdorf, bald zum „Schusterbödeli“ oder hinunter bis auf den Hof.

Während der Schwinger mit seiner brennenden Scheibe seine Kunst zeigte, rief ein anderer mit Donnerstimme die Namen ins Tal hinunter, denen die Scheibe gelten sollte, und die nach folgender Formel gepaart wurden, wie z. B.: „He Schiba-n-us und Schiba-n-i, wem soll die Schiba si? Höhi-Paulas ab Pusserei, dem Tersierbabeli au e chlei“. An den offenen Fenstern der nächsten Häuser standen Leute, um den Ruf zu hören und die Scheiben fliegen zu sehen, die gleich fallenden Sternen heruntersausten, und deren Flug als Omen für das gerufene Pärchen galt. Wieder tönt es vom Scheibenbühl herunter: „He Schiba-n-us und Schiba-n-i, wem soll di Schiba si? Der Dorathea Wilhelm, aber nit allei, Jantschi Bomgärtner au e chlei“. Unten auf dem „Hof“ spazieren jetzt einzelne Gruppen Arm in Arm von neugierigen Menschen, darunter auch einige verliebte Mädchen, die da befürchten, dass ihr Geheimnis schon veröffentlicht werde, und auch solche, denen es nur recht ist, wenn offiziell bekannt wird, was schon längst die Spatzen von den Dächern piffen. — Wieder steigt eine Scheibe; aber — o weh! — sie brennt schlecht und fliegt niedrig, um schon beim Känzeli im Schnee zu versinken. Eine böse Vorbedeutung für die Gerufenen. Aber gleich fährt eine andere auf, die wie eine Rakete steigt und gleich einem leuchtenden Meteor fort bis zum Feldweg hinunter fliegt, unter dem wiederholten Ruf: „He Schiba-n-us und Schiba-n-i, wem soll die Schiba si? Der Nesa Marti, aber nit allei, der Chreja-

betta au e chlei.“ So kam es denn auch vor, dass im horchenden Publikum gute und schlechte Witze gemacht wurden, und dass von den Ausrufern manchmal eine alte bigotte Jungfer mit einem lustigen Spötter gepaart wurde zum Gaudium der Zuhörer.

Schon seit Jahren wurde aber die Festlichkeit mehr oder weniger verpönt; man sprach von Feuersgefahr, von heidnischen Bräuchen. Die Pfarrer und Lehrer fingen an, dagegen zu eifern, und als im Jahre 1860 eine noch brennende Scheibe hart neben des Landammanns grossem Heu- und Viehstall niederfuhr, wurde das Scheibenschlagen von der Obrigkeit verboten.

Als mir mein betagter Ehni dies erzählte meinte er zum Schluss: „Mit Wehmut erinnere ich mich heute noch, nach 60 Jahren, an dutzende heimelige Namen, die vom Scheibenbühl heruntergerufen wurden, und deren Träger schon längst nicht mehr sind. Viele von ihnen ruhen in heimatlicher Erde, viele haben sich nach dem Scheibenruf zusammengesellt, oder nach allen Winden zerstreut über alle Weltteile; ihre Scheiben sind erloschen; in Norwegens Fjorden und in Afrikas Wüstensand, vom Goldenen Horn bis zu Kaliforniens blühenden Gestaden liegen sie verkohlt. Sie alle horchen auf einen neuen Ruf vom Scheibenbühl, auf einen Ostergruss aus der lieben Heimat, und warten geduldig auf den leuchtenden Stern, der ihnen und uns den Weg weisen soll in jene Gefilde, wo wir alle unsere lieben In- und Auslandschweizer wieder zu finden hoffen, um ihnen zu erzählen, dass die Scheiben nicht mehr geschlagen werden dürfen, aber dass trotzdem die Schweiz das schönste Land geblieben sei, um miteinander zu plaudern und zu träumen von Heimat und Jugendglück und altem Brauchtum.“

6. Chalanda Marz.

Chalanda Marz ist ein Kinderfest, doch die Alten freuen sich mit den Jungen. Jeweils am 1. März findet im Engadin dieses Fest statt, als Zeichen des kommenden Frühlings. In früher Morgenstunde durchdringt Kuhglockenlärm und vielstimmiger Kinderruf das stille Dorf. Da ziehen die Knaben in langer Reihe mit Plumpen, Glocken und Schellen, einzelne mit Pferdegeröll angetan, unter lustigem Winterpeitschengeknall von Haus zu Haus. Im Hausgang singen sie ein romanisches Lied, wie z. B. das folgende:

„Chalanda Marz hoz celebrain,
 Qüe ais nossa festa;
 Schabain, minch' an cumbattas vain
 Percha quel ans resta.
 Il lat-mielch ans gûsta bain;
 Neir liangias nûn spredschain.
 Cun salsizs da vaglia
 Fains' na grand battaglia.

Castagnas sun eir ün bun trat,
 Chi do buna chamma;
 Caffè drovessans eir e lat
 Cur la said que clama.
 Ma, mieûs chers, que tûot nân vain
 Per qüe tûot rover As stain,
 Neir mûnaid' üngûna,
 Qu' ais' na disfortûna.

Perque schi dê' us ün bûn baccûn,
 Tre la buorsa granda
 Acciò cha cûn dal begl e bûn
 Possans fer Chalanda!
 Per qüe tûot As ingrazchain
 E taûnt pû, scha bger chi vain,
 Nossa' na schingeda,
 La chanzun glivreda!“

Nach dem Gesang vielstimmiges Herdengeläute, den Frühling verkündend. Die Alten lauschen gerührt den alten Weisen und denken: so war es auch in unserer Jugendzeit, lang, lang ist's her. — Ihre Gedanken schweifen Jahre, Jahrzehnte zurück; sie werden jung, die verlebte Freude spiegelt sich in ihren Augen wieder, ein zufriedenes Lächeln umspielt ihre Lippen. — Derweilen hat die frohe Schar das Haus schon verlassen, nur die ältesten Knaben, die Sennen, sind zurückgeblieben. Ihnen wurden früher Würste, Salsize, Kastanien usw., in neuerer Zeit nur Geld, überreicht zum bevorstehenden Chalanda-Marz-Schmaus. Zufrieden mit den erhaltenen Gaben springen sie ihrer Herde ins nächste Haus nach. So geht der Zug weiter von Haus zu Haus, überall die gleiche Freude, dieselbe Frühlingsbotschaft verheissend.

Am Nachmittag vereinigt sich die frohe Kinderschar zu einem bescheidenen Fest. Nach den Weisen einer ländlichen Tanzmusik drehen sich die Kinder, vom sieben- bis zum 15jährigen, lustig im Kreise herum. Es ist kein leidenschaftliches Tanzen, es ist ganz anderer Art, als bei Erwachsenen. Väter und Mütter sitzen auf Bänken und Stühlen den Wänden des Saales entlang und ergötzen sich an dem unbefangenen, fröhlichen und natürlichen Treiben ihrer Mädchen und Buben. Dabei gibt es Bilder und Situationen, wobei der grösste Chalanda-Marz-Feind und Reformers sich eines zufriedenen Lächelns nicht erwehren kann. Gegen vier Uhr wird der Ball unterbrochen wegen des landesüblichen Schmauses, bestehend aus Nidel, Kastanien, Kaffee und Brotwecken. So gute Schlag-

sahne gibt's nur am Chalanda Marz, das ist der Kinder felsenfeste Überzeugung. Nach dem Nachtessen wird weiter getanzt. Liedervorträge, Gedichtesaufsagen und Kinderreigen verschönern die Feier, die abends 11 Uhr für die Schülerschar zu Ende geht. Hochbeglückt gehen sie heim, dabei erwägend, dass in 12 Monaten ebenfalls Chalanda Marz sein wird. Für die Erwachsenen dauert der Chalanda-Marz-Ball fort bis zum folgenden Morgen, ja es gibt Gemeinden, wo die Feierlichkeit früher bis drei Tage und mehr beanspruchte. Dass das heute noch der Fall ist, glaube ich kaum. Chalanda Marz ist ein schönes Fest, und man sollte es auch fürderhin zu erhalten trachten, denn es ist tatsächlich ein originelles „Volksfest“.

In manchen Gemeinden werden an diesem Tag die Gemeindebehörden gewählt. Das ist in Zuoz der Fall. In andern Dörfern ist das der Tag der „Dorfsatzig“, d. h. an diesem Tag wird die neue Behörde installiert. Der alte Präsident tritt von seinem Amte zurück und erstattet der lauschenden Menge den Jahresbericht. Der neue Präsident und die neugewählten Gemeinderäte leisten den Amtseid in Anwesenheit der ganzen Dorfbevölkerung. Diese „Landsgemeinde“ im Kleinen wird durch Liedervorträge der Chöre und der Blechmusik verschönert. Der Dorfgeistliche spricht ebenfalls zu seinen Kindern. Das ist in Fetan und Ardez der Fall.

7. Schanfigger „Bsatzig“.

Alle zwei Jahre am ersten Sonntag im Mai — es sind die Jahre mit der ungeraden Jahreszahl — versammeln sich die Wähler und ihre Begleiterinnen in der Kreiskapitale im sonnigen St. Peter. Es soll die Obrigkeit erkoren werden; es ist „Bsatzig“ oder Landsgemeinde, das schönste, freudigste Volksfest des Schanfiggs. In langen, langen Reihen, zu Fuss, auf Wagen und 1915 zum erstenmal per Bahn pilgern die Schanfigger nach St. Peter. Es fehlten noch nie flatternde Fahnen, Kreisfahne, Dorffahne, Vereinsfahnen, klingende Musik, wirbelnder Trommelschlag. Seit dem Jahre 1897 besitzt der ganze Kreis, Arosa einbegriffen, eine sehr schöne Kreisfahne. Dieselbe wurde geschenkt vom letzten männlichen Nachkommen der Langwieser Adelsfamilie Pellizari, dem „Junker“ Johann Florian von Pellizari, der in Langwies gestorben ist. Unendlich viel hat dieser uneigennützige, allgemein beliebte Mann für Gemeinde und Kreis geleistet! Die Gemeinde Langwies

ehrte sein Andenken durch ein einfaches Denkmal mit seinem aus Marmor gemeisselten Bild im schönen Kirchlein.

Auf einer prächtigen Wiese zwischen der Kirche und dem Hotel „Post“ haben die St. Peterer Mädchen und Burschen eine einfache mit Tannenkränzen geschmückte Bühne erstellt. Die vielen im Frühlingswinde flatternden Fahnen werden der schönste Schmuck dieser Volksbühne, richtiger der Richter-
bühne; denn von da aus leitet das Kreisgericht die verschiedenen Wahlen. Alles Volk strömt dorthin. Das alte Kreisgericht ist noch im Rathaus. Trompetenschmettern, Trommelschlag — das Kreisgericht nimmt auf der Bühne nach Amt und Rang und Würde Platz. Es beginnt das eigentliche offizielle Fest. Es wird, begleitet von den vereinigten Musikgesellschaften, das allgemeine Lied gesungen: „Trittst im Morgenrot daher, seh ich dich im Strahlenmeer...“ Darauf folgt eine würdige Feldpredigt des jeweiligen Orts Pfarrers, des Seelsorgers von St. Peter. In lautloser Stille folgt das ganze Volk den ernsten, begeisterten Worten von Gott und Vaterland, und mit Begeisterung und Hingebung klingt das hohe Lied der Heimat: „Rufst du mein Vaterland...“ als Schluss der Feldpredigt. Es folgt die Rede des alten Kreispräsidenten. Wir sind gewohnt ernste, gediegene Vorträge zu genießen, in denen uns die staats- und volkswirtschaftlichen Aufgaben und Errungenschaften der letzten verflossenen Jahre beleuchtet, in denen uns schwebende Fragen und Aufgaben von Staat und Volk erklärt, in denen wir zur Vaterlandsliebe begeistert und zur treuen Pflichterfüllung als Menschen und Bürger ermahnt werden.

Mit Skrutinium, in geheimer, schriftlicher Abstimmung, werden sodann in mehr oder weniger langen, einfachen oder komplizierten Wahlgängen die Ämter des Kreises besetzt: Grossratsabgeordnete, Kreispräsident, Kreisrichter, Vermittler und all die Stellvertreter. Der neugewählte Kreispräsident dankt für die ehrenwerte Wahl, verspricht nach Wissen und Können treu und gewissenhaft zu walten. Die Wahlgeschäfte, die offizielle „Bsatzig“, werden geschlossen und das allgemeine Lied wird angestimmt: „O, mein Heimatland, o, mein Vaterland, wie so innig feurig lieb ich dich...“ Bei den Wahlverhandlungen kann es wohl auch vorkommen, dass sich das Volk erhitzt. Im Jahre 1865 mussten die Wahlen eingestellt werden und am nachfolgenden Sonntag kamen die Wähler

wieder nach St. Peter, um die Obrigkeit zu bestimmen. Nach den Wahlgeschäften, nach Schluss der offiziellen Landsgemeinde, begibt sich alles Volk in die Gasthäuser von St. Peter, um dem Leibe Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Viele oder alle alten echten Schanfigger Familien haben das Essen mitgebracht: Pitta, Bindenfleisch, Schinken und Schüblig und essen davon bei einem Glase Wein. Nun folgte der zweite nicht weniger wichtige Teil einer Schanfigger „Bsatzig“.

Oberhalb „Lawain“, das ist der herwärtige Dorfteil von St. Peter, über einer steilen Halde ist eine schmale ganz ebene Terrasse, heute in jungem, üppigen Lärchenwald versteckt; es ist der „Tanzboden“. Dort unter freiem Himmel, auf ausichtsreicher Höhe, haben die Burschen von St. Peter, Pagig und Stolinis zwei bis drei Tanzböden zusammengefügt, weiter peistwärts die Peister einen andern. Dazwischen und daneben stehen zahlreiche, einfache Tische und Bänke, von Wirtsleuten aufgestellt. Alles, jung und alt, wandert nun nach dem Tanzboden; bald entwickelt sich dort ein schönes, freudiges Volksleben. Das junge ledige Volk tanzt nach den weichen Rhythmen der Musik, die Ältern, Alten und ganz Jungen schauen zu, kritisieren, essen und trinken; den „Bündel“ mit „Spys“ hat jedes Mädchen und jede Hausfrau bei sich. Alles freut sich. Wie manche Saite süßer Erinnerung wird angetönt! Manch verheiratetes Paar muss heute doch auch noch „versuchen“, ob es noch tanzen kann. Bei schönem Wetter gibt es ein frohes, heiteres Gelage; nicht selten tanzten aber auch schon Schneeflocken mit. Früher kauften die Tänzer ihren Tänzerinnen sogenannte „Feuersteine“, Bonbons in farbigen Papierchen mit Sprüchlein als Einlagen. Gierig, gespannt wurden diese gelesen, gedeutet, in Zusammenhang gebracht mit dem Verhältnis zum Tänzer. Von meiner lieben Mutter habe ich einige solche Zettelchen:

Gib endlich von deinem Entschlusse mir Kunde,
denn flüchtig enteilt uns Stunde auf Stunde.

Jungfern und den jungen Frauen
ist nicht allezeit zu trauen.

Treue ist ein seltener Gast,
halt ihn fest, wo du ihn hast.

Während der Nacht wird in einem geräumigen Saal von St. Peter getanzt. Sobald es anfängt zu dämmern, gehen die Tänzer mit ihren Tänzerinnen heim zum Nachtessen.

Aber um 9 Uhr geht „der Tanz wieder los“. Bis am Morgen d. h. bis in den hellen Tag hinein wird getanzt. Damit ist aber die „Bsatzig“ noch keineswegs beendet. Nein, am Vormittag fängt das Volksleben auf dem Tanzboden wieder an. Während des Tages im Freien, in der Nacht in dem Saale wird weiter getanzt, gegessen, getrunken, gescherzt und gelacht bis am Dienstagmorgen. Nicht selten kommt es bei einer „Bsatzig“ zu Schlägereien; einige Burschen prügeln sich durch, bereinigen so vielleicht schon „ältere Rechnungen“. Der Wein und gar oft auch die Eifersucht erhitzt die Köpfe und ballt die Fäuste. Von jeher liessen alte ausgewanderte Schanfigger es sich nicht nehmen, am Volksfeste ihrer Heimat teilzunehmen.

Der Kreispräsident schenkt der „Gesellschaft“ einen „Napoleon“ oder „Marengin“; ist er noch ledig oder sonst noch tanzlustig, so wird er wohl auch den Tanz eröffnen, ihm werden natürlich gleich drei Tänze „ausgestellt“.

Getanzt wird im Schanfigg vielleicht nicht mehr so viel wie früher, jedenfalls nicht mehr als an andern Orten auch. Das Liedlein:

„D'Schanfiggerlüt sind bravi Lüt,
das ist und blybt bekannt,
schi tanzet bis der Chüedreck stübt,
es ist e wahri Schand!“

könnte andeuten, dass es früher im Schanfigg „unheimlich“ zu und her gegangen sein muss. An jedem Tanz bringen die Schanfigger Tänzerinnen ihren wohlgefüllten Bündel mit Pitta, Weissbrot, Schinken, Bindenfleisch mit, was ein sehr vernünftiger, schöner Brauch ist. Mancher Fremde, der darüber gespöttelt und gelacht, hat dann doch auch gerne tüchtig hineingebissen in die gute, süsse Pitta, hat nicht das kleinste Stück Bindenfleisch heruntergeschnitten.

Sozusagen offizielle Tanztage — die Nacht gehört selbstverständlich auch dazu — sind: eine Hochzeit, Ostermontag, Bsatzig und der Kapitelsonntag. Im äussern Schanfigg gibts in der Regel gegen Herbst, wenn der Heuet fertig ist, ein Tänzchen, „der Berg wird abgspült“.

Die Schanfigger Mädchen kommen bei Tage gemeinsam auf den Tanzsaal, ohne dass sie von den Burschen geholt werden. Am Abend oder in der Nacht aber würde keine Schanfiggerin an den Tanz gehen, ohne einen Tänzer am Arm; lieber bleibt sie daheim.

Hier möchte ich noch das alte „Buobagricht“ erwähnen. Von den Burschen eines Dorfes wurden zwei Richter auf ein ganzes Jahr gewählt. Diese teilten jedem Burschen ein Mädchen für ein Jahr zu. Der Bursche war der Beschützer „seines“ Mädchens, hatte z. B. dafür zu sorgen, dass sie an keinem Tanz zurückblieb. Er war aber auch verantwortlich für seine Schutzbefohlene; er musste Bussen für sie bezahlen, wenn sie beim Wassertragen noch etwas Wasser zum Brunnen brachte oder den Eimer nicht ausspülte, wenn sie am Morgen ungekämmt vor dem Hause oder auf der Strasse gesehen wurde. Er hatte aber auch verschiedene Rechte, die sich nicht nur auf das Mädchen, das er zu beschützen hatte, bezogen, er durfte u. a. dessen jüngere Geschwister, die noch zur Schule gingen, nach dem Feierabend, wenn sie noch im Freien herum sprangen, nach Hause schicken usw.

8. Liebe und Hochzeit im Bergdorf.

In alten Truhen und Vorratskammern, deren es in jedem echten Bündnerbauernhaus gibt, findet man ab und zu alte, bäuerliche Liebesbriefe. Damals muss es eigene Schreiber gegeben haben, die den Brief mit Farbe, Stickereien, Bänderdurchzug und grünen Ranken schmückten. Das beliebteste Motiv war das Herz, das meist eine Erklärung umschloss.

Hier ein originelles Beispiel: Am obern Rande sieht man zwei Vierecke, unter jedem zwei Täubchen. In dem einen steht: „Es werden hundert Jahr verschwinden, eh' du mein Herz wirst untreu finden.“ Im andern: „Lieben ist ein schönes Ding, wenn es kein Ende hat wie ein Ring.“ In der Mitte ist ein grosses Herz, von blauem und rotem Bänderdurchzug umrandet und enthält den Spruch:

„Fester als ein Stein, soll unsere Freundschaft sein.“

Auf beiden Seiten ist die Figur je eines Hirsches und darunter die Schrift: „Zum Andenken!“ „Zur Erinnerung!“ Den Abschluss nach unten bilden zwei grüne Kränzchen, die einen Blumenstrauß einschliessen.

Das erste umrandet den Spruch: „So wenig die Erde das Grün wird hassen, so wenig der Wind das Brausen wird lassen“, im zweiten findet sich die Fortsetzung: „So wenig das Meer ausschöpfen lässt sich, so wenig werd' ich vergessen auf dich!“

Wenn sich beim jungen Volke zartere Bande knüpften, so schenkte das Mädchen ihrem Burschen ein weisses Tüchlein (das Liebestüchlein), auf dessen einer Ecke eine oder zwei Verszeilen oder ein Frauennamen gestickt wurde.

Die Verse, die eingestickt wurden, verrieten die Herzensneigung der Spenderin.

Zur Probe einige Beispiele:

1. Mein Herz ist klein — hat niemand Platz,
als du allein und Gott, mein Schatz.
2. Viel tausend Herzen gibt es in der Welt,
aber eines nur, das mir gefällt.
3. Sollte es einst geschehen, dass du auf mich vergisst
so schau auf diesen Namen, der unterschrieben ist.

Als Liebesgeschenke dienten wohl auch etwa Holzlöffel, welche schwarzlackiert und mit roten oder goldenen Bändern verziert waren. Auch hier finden wir dichterische Ergüsse wie:

1. Dass ich dich lieb' hab', kann ich sagen,
Ob du mich liebst, das tu ich fragen,
Freundschaft ist das schönste Band,
So die Menschen bindet,
Es erhaltet Meer und Land,
Und was die Welt erstündet.
2. Unser Freundschaftsband
zertrennt keine Menschenhand.
3. Tag und Nacht bist mir im Sinn,
Weil ich in dich verliebet bin.
4. Du, der mich nie betrübte
O nie vergess ich dich!
5. Dein Bild Geliebter, dein Bild geleitet mich.
6. Rein wie die Quell und fest wie der Stein,
Soll unsere Liebe und Freundschaft sein.
7. Durchlebe froh die Tage,
Da dich mein Herz vermisst.
Ich fühle keine Plage
Wenn du nur glücklich bist.

Endlich drückt sich darin wohl auch ein gewisser Zweifel aus, wenn es z. B. heisst:

Treu im Herzen, still in Worten,
Ich glaub', du liebst in anderen Orten.

Früher war es üblich, dass die Burschen zur richtigen Wahl ihrer Zukünftigen den Heiratskalender zu Rate zogen, der hin und wieder auch das Richtige getroffen haben soll. Wir entnehmen einem Heiratskalender vor zirka 100 Jahren:

Die Mädchen geboren im Januar
Sie haben ein Seelchen, wie's Bächlein so klar;
Ihr Herz auf dem plappernden Zünglein schwebt,
Und alles an ihnen stets lebet und webt.

Die Mädchen geboren im Februar
Sie trotzen mit Kühnheit der Not und Gefahr,
Sie tragen die Lasten des Lebens leicht
Auch manches der Jungfrau von Orleans gleicht.

Die Mädchen geboren im Monat März
Sie treiben mit männlichen Herzen nur Scherz.
Doch wer sie versteht und richtig sie nimmt,
Fürwahr, der ein köstliches Kleinod gewinnt.

Die Mädchen geboren im Monat April
Sind launisch und herrisch, und schweigen nie still.
Drum wer solch ein Mädchen zur Gattin sich nimmt,
Wohl unter dem harten Pantoffel sich krümmt.

Die Mädchen geboren im Monat Mai
Sind heiteren Mutes, von Sorgen frei,
Sie lieben nicht stürmisch, doch innig und wahr
Und kränzen mit Blumen den Eh'standsaltar.

Die Mädchen geboren im Monat Juni
Verschmähen das Kosen nicht abends, nicht früh,
Verlieben sich täglich wohl ein bis zwei Mal
Und fühlen wohl selten des Liebenden Qual.

Die Mädchen geboren im Julimonat
Sie werden der Liebe und Arbeit leicht satt,
Und seufzen zum Monde verstehen sich nicht,
Umdüstern mit Schwermut ihr holdes Gesicht.

Die Mädchen geboren im Monat August
Sind stets ihrer Reize sich sehr bewusst,
Vertändeln am Spiegel viel goldene Zeit
Und blicken auf schönere Schwestern voll Neid.

Die Mädchen, die Monat September bescheert,
Bekümmern sich fleissig um Haus und um Herd,
Sie wissen in Küche und Keller Bescheid
Drum glücklich der Mann, der solch Mädchen sich freit.

Die Mädchen geboren im Oktobermond
Sind nur ein geräuschvolles Leben gewohnt,
Sie lieben Konzerte, Theater und Ball
Man sieht sie, wo sich's gut lebt, überall.

Die Mädchen, die der Monat November uns gibt,
Sind würdig der Liebe und werden geliebt,
Denn frei ist ihr Köpfchen und heiter ihr Herz
Ihr Seelchen stets lustig, geeignet zum Scherz.

Die Mädchen, die Monat Dezember uns bringt
Sind immer von düsterer Schwermut umringt.
Sie sehen Gespenster bei Tag und bei Nacht,
Und weinen da, wo man sonst jubelt und lacht.

Von öffentlichen Verlobungen wusste man in unsern einfachen Bergdörfern, zur Zeit als der Grossvater die Grossmutter nahm, nichts, man hielt das Eheversprechen heimlich so gut als nur möglich bis zur Eheverkündigung. Bis 1874 wurde die Ehe acht Tage vor der Hochzeit von der Kanzel verkündet; seither erfolgt die Verkündigung durch öffentlichen Anschlag, das Brautpaar kommt ins „Gitter“. Ebenso wenig wusste man etwas vom Auswechseln der Eheringe. Wohl gab der Bräutigam der Auserkorenen etwa einen Fingerring oder auch Bargeld „auf die Ehe“ als Pfand fürs Ehegelöbnis.

Von eigenartigen Werbungen hört man auch hin und wieder erzählen. So soll ein alter Mattli so lange ledig geblieben sein bis er schon halbwegs ein griesgrämiger Junggeselle war. Seine Auserwählte war auch nicht mehr in der Blüte der Jahre. Da bei einer günstigen Gelegenheit — es soll beim Viehfüttern gewesen sein — wagte er es endlich: „Du, i bin allein und han niemet und du bist allein und häst niemet, säg well mer nit z’sämmen?“ „Ja nu, in Gotts Namen, so well mer z’sämmen!“ Am nächsten Sonntag wurden sie von der Kanzel als Brautpaar verkündet. Ein anderer Bündner Bergbauer soll zu seiner Liebsten gesagt haben: „Du säg, wit nid mis Eh’wib wärden?“ Sie zeigte Lust, ihm eine rundweg abschlägige Antwort zu geben, worauf er meinte: „Um Gott’s willen, tua mer das nid an (nid z’leid), i han dem Heer (Pfarrherrn) schon gseit, dass er mich verkünden soll!“ „Soo, so siis in Gotts Nammän, wenns so wit ist, so soll er mich verkünden!“ war ihre ergebene Zusage!

In der Woche nach der Verkündigung geht das Brautpaar in Begleitung der Mutter der Braut oder einer guten Freundin in die nächstliegende grössere Ortschaft, um zu „kramen“. Da kauft der Bräutigam der Braut den Brautschmuck: Fingerring, Ohrringe, wohl auch eine goldene Kette und früher den Brautkranz. Heute wird dieser in der Regel

von der besten Freundin der Braut gestiftet. Dem Bräutigam kauft die Braut den „Spüslihuet“ und das „Spüslihemd“. Braut und Bräutigam lassen sich auf die Hochzeit ein extra schönes, schwarzes Kleid machen. Wenn das junge Paar nicht zusammen wohnen wird mit den Eltern des einen oder andern, wenn sie also einen eigenen Hausstand gründen, so werden beim „Kramen“ wohl auch etwas Hausgeräte und Küchengeschirr eingekauft.

Früher, wenn ein Verlobter in die Fremde zog, so begleitete ihn seine Braut ein Stück weit zu Fuss. Unterwegs gab sie ihm als Andenken ein Hemd, welches sie ihm heimlich gemacht hatte.

Am Sonntag nach der Verkündigung wird dem Brautpaar im Hause der Braut von allen erwachsenen Mädchen des Dorfes „Glück gewünscht“. Auf diesen Abschiedstag zwischen der Verlobten und ihren Jugendgespielinnen werden grosse Kuchen gebacken und in einen derselben versteckt die Braut einen Ring. Sie muss auch das Gebäck selbst herstellen. Diejenige der Freundinnen, die in ihrem Kuchenstück den Ring findet, wird die nächste Verlobte des Dorfes sein. Den ganzen Nachmittag bleiben die Mädchen bei dem Brautpaare; es wird gescherzt, gelacht und gesungen. Glühwein, Kaffee, Pitta, Bindenfleisch etc. wird aufgetragen. Das Brautpaar hat den ganzen Nachmittag, so lange der Besuch da ist, in der Ecke hinter dem Tische zu sitzen, im „Spusawinkel“. Sind Braut und Bräutigam nicht aus dem gleichen Dorf, so zieht die Braut gewöhnlich am Donnerstag vor dem Hochzeitstage zum Bräutigam und zwar mit der „Spusafuhr“ (Aussteuer). Auf Schlitten oder Wagen bringt die Braut alle ihre Sachen mit. Auf dem ersten Fuhrwerk wird verladen das Brautbett, auf dem zweiten Koffer mit Wäsche und das grosse „Kessi“, auf dem dritten ein zweites Bett und die Kleider, auf dem vierten Fleisch, Käse und der hölzerne Schmalzkübel, auf dem fünften Korn, Kartoffeln, Mehl und auf dem letzten die altmodisch-geschnitzte Kinderwiege. In jedem Dorfe, durch das die Spusafuhr zieht, wird von den Burschen tüchtig geschossen, und der Bräutigam entschädigt die Schiesserei mit acht bis zehn Franken, die zu einem fröhlichen Trunke aufs Wohl des Brautpaares verwendet werden. Alle Mädchen geben der Braut das Geleit bis ein Stück weit vors Dorf hinaus, und von den Mädchen wird sie in der Gemeinde, in die sie einzieht,

empfangen. Dass alle Weiber und Kinder versammelt sind und die Spusafuhr einer genauen Musterung unterziehen, ist selbstverständlich, sonst wüsste man nachher nicht, wie schön die Betten, wie gross der Schmalztopf, Fleischkisten usw. waren.

Zur Zeit, als der bunte Hochzeitsrock noch Mode war, und wenn derselbe im Hause der Braut zugeschnitten wurde, und die Näherin alles vorgerüstet hatte, trat, im Beisein der Braut, deren Mutter oder sonst eine ältere Verwandte, mit der Schere hinzu. Sie schnitt von dem breiten Stück Tuch einen vorgezeichneten Streifen ab und gab ihn der Braut. Diese rollte ihn sorgfältig zusammen und legte ihn zur Aussteuer. Aus diesem Tuch wurde dann später einmal die „Fäsche“ gemacht, in die das erste Kind am Tage der Taufe gewickelt wurde. Wenn die Mutter der Neugeborenen Zeit und Lust hatte, so stickte sie auf das Tuch die gleiche Verzierung, wie die, die ihren Hochzeitsrock schmückte.

Der ersehnte Hochzeitstag kommt heran; er ist immer, auch heute noch, ein Sonntag. Zahlreich erscheinen die geladenen Gäste, 50—100, gar nicht selten übersteigt die Zahl 100. Das Hochzeitspaar hat seine ledigen Gäste schon längst „gepaart“. Jedes Mädchen bringt einen „Tschäppel“, aus Blumen, mit. Der Spüslig verliest die Liste der Paare, worauf jedes Mädchen seinem „Tschäppelchnab“ den Maien auf den Hut oder auf den Rock heften muss. Paarweise gehts nun zum Zivilstandsamt und dann in die Kirche. Während des Ganges zur Kirche wird noch fast überall tüchtig geschossen. Auch dieses Schiessen wird mit zehn oder mehr Franken belohnt. Nach der kirchlichen Trauung gings früher ins Elternhaus der Braut oder auch des Bräutigams, heute gehts in der Regel ins Wirtshaus zum Hochzeitsmahl. In fröhlichem Gelage vergeht der Nachmittag; ernste und heitere Toaste fehlen nicht. Heute ist ein Tanz am Hochzeitstage zur Sitte geworden, und dem neuvermählten Paare werden unfehlbar drei Tänze „ausgestellt“. Alle Paare stellen sich den Wänden nach auf, das Brautpaar tanzt die drei Tänze allein. Hochzeitsgeschenke gab es früher keine, heute aber ist es Brauch, dass die Hochzeitsgäste das junge Paar beschenken. Erst ein halbes oder ganzes Jahr nach der Hochzeit bekommt jedes Mädchen von ihrem „Tschäppelchnab“ ein Geschenk für den „Maien“: einen Fingerring, silberne Löffel, einen Schirm, Stoff, oder ein Photographiealbum. Die Beschenkte erwidert

das Geschenk auch; sie gibt etwa ein Hemd, ein Brusttuch, einen Hut oder eine Uhrkette.

Von jeher sollen in den bündnerischen Bergdörfern unglückliche Ehen, Ehen, die nicht auf gegenseitiger Liebe gegründet waren, Seltenheiten gewesen sein. Wer weiss, ob vielleicht nicht gerade deswegen so viele alte Ledige in fry Rätien sind, weil sie den ledigen Stand einer Ehe vorzogen, die nicht voll und ganz ihrer Liebe und Neigung entsprach?

9. Die Taufe.

Es ist selbstverständlich, dass jede junge Gattin die Erstlingswäsche und Kleidchen für ihren kommenden Sprössling selbst verfertigt und zeichnet. Hat dann der Storch seinen Einzug gehalten, so sieht das jedermann, weil Fenster und Fensterladen möglichst geschlossen gehalten werden. Licht und Luft werden von der Kammer der Wöchnerin bestmöglichst abgehalten, damit kein „Wind“ Mutter und Kind schade, damit das grelle Tageslicht die zarten Augen des jungen Erdenbürgers nicht „blende“. Früher wusste man vom Storch noch nichts; da holte der Vater oder auch etwa die Hebamme in dunkler Nacht das Brüderchen oder Schwesterchen aus dem Gitzistein. Es wurde dort bei Gelegenheit und wohl auch auf die Frage neugieriger Kinder die grosse Platte gezeigt, unter der die „Poppi“ versteckt waren. Der Vater des Neugeborenen schlug im Kirchengesangbuch ein Lied auf und legte es dem Kinde offen unter das Kissen. Aus dem Inhalt des Liedes wollte man mehr oder weniger das Geschick des Kindes deuten können. In ganz abgelegenen Gegenden weiss man von der Mithilfe der Hebamme noch nichts. Ist die Geburt ganz „schwerer“ Art, so ruft man eine kundige Nachbarin, die die Pflege des zarten Geschöpfes und der Wöchnerin übernimmt. Bevor das erste Bad ausgeschüttet wurde, holte man früher eine gute Sängerin, diese sang, während sie das Wasser langsam ausgoss, ein schönes Lied, so schön als möglich. Dieses bewirkte unfehlbar, dass der oder die „Gebadete“ ein guter Sänger oder eine flotte Sängerin wurde, worauf man heute noch sehr viel hält. Dass aber durch dieses wunderbare Mittel jemals grosse, weltberühmte Sänger geschaffen wurden, ist mir nicht bekannt! Schon am ersten oder zweiten Tag nach der Geburt wurde das Kind in manchen

Gegenden des Bündnerlandes zur Taufe getragen, also auch an Werktagen. In den meisten Dörfern jedoch wurde und wird heute noch in der Regel 8—14 Tage nach der Geburt getauft und zwar nur an Sonntagen, die ganze Kirchgemeinde als Zeuge. In der Woche vor dem Taufsonntag muss der Vater die „Götteti“ (Taufzeugen) „gwünna“. Bis in allerneuester Zeit wurden nie Geschwister der Eltern als Taufzeugen gewählt. Sitte war stets und ist's noch heute, dass die Götteti der Eltern, vorausgesetzt, dass sie noch im rüstigen Alter stehen, auch als Taufzeugen für die Kinder erkoren werden. Der Götti oder die Gotte nehmen in der Regel die Zeugeschaft mit Freuden an und wünschen dem Vater Glück zum Nachkommen: „Ich wünschen Glück zu Eurem Sohn (Eurer Tochter), wünschen, dass Ihr Freud und Ehr an ihm erläba möget und das es z'letzt äs Chind der ewige Freud und Seligkeit wärdi.“ Bis gegen Mitte des 19. Jahrhunderts waren sechs, später fünf Taufzeugen „Brauch“, seit der neuen Verfassung von 1874 sind es drei. Für die Bestimmung des Namens gibts nie Schwierigkeiten. Das erste Kind bekommt den Namen vom Grossvater oder Grossmutter väterlicherseits, das zweite mütterlicherseits; dann kommt der älteste Bruder oder die Schwester des Vaters dran, dann der Mutter usw. Mancherorts trägt der Messmer das zinnerne Taufbecken mit dem im Winter erwärmten Wasser vor der Predigt aus dem Pfrundhause in die Kirche. Andrerorts bringt die „Gotta“ das Taufwasser aus dem Haus des Gemeindepräsidenten in die Kirche und bringt es auch wieder dorthin. Nachdem das Kind getauft ist, schüttet der „Götti“ das Taufwasser in den Taufstein oder Altar; die Tischplatte wird gehoben und das Wasser in den hohlen Stein gegossen. Die Taufzettel mit je etwa zehn Franken Inhalt erhält in einigen Gemeinden die Gotta, die das Kind trägt, für dasselbe am Altar in der Kirche. In anderen Orten wieder erhält die ältere Gotta sie nach der Taufe, ausserhalb der Kirche, und bringt sie der Mutter heim. Der Vater des zu taufenden Kindes hat während der ganzen Taufhandlung zu stehen, die Gemeinde dagegen sitzt während dieses Aktes. Nach der Taufe kommen die Götteti zu einem „Glase Wein“, das der Götti zu bezahlen hat, zusammen; die Gotta hat eine „Pitta“ und Schinken, wohl auch Schüblinge und Bindenfleisch mitgebracht. Was nicht gegessen wird, gehört der Mutter des Kindes und wird ihr heimgebracht. Am ersten Sonntag, an

dem die Wöchnerin nach dem Wochenbett die Kirche besucht (sechs bis sieben Wochen nach der Geburt), gibts ein Mahl, die sogenannte „Gseheti“; da gibts am „Platz“ in einem Gasthause einen Schmaus, wozu alle nähern Verwandten erscheinen und beim ersten Kinde auch alle Hochzeitsgäste des Elternpaares; jeder Gast stiftet an die „Gseheti“ zwei bis drei Franken. Bei diesem Feste dürfen nie fehlen: Brotsuppe (Weissbrotschnitten mit kleinen Weinbeeren bestreut und mit Fleischbrühe oder Butter angefeuchtet), Schafsbraten, Süsschnitten (Brotschnitten mit Glühwein), Kastanien, Apfelstückli und mit Zimmet bestreuter Reis. Alle Kinder des Dorfes werden zum Nachtsch geholt und bekommen namentlich Kastanien und Süsschnitten.

Geht eine Mutter das erstemal mit ihrem Sprössling ihre Nachbarinnen besuchen, bekommt das Kind als Geschenk Mehl und Salz zu einem „Mus“ oder, wenn gerade das Weissmehl fehlt, sonst etwas Weisses: Weissbrot, Eier oder Butter; die Farbe der Unschuld muss das Geschenk unbedingt haben. Diese Gabe bewirkt, dass der Beschenkte ein ehrlicher Mensch werde, sich nie in seinem Leben an fremdem Gut vergreift.

In etlichen Gemeinden wird die Wöchnerin etwa zwei Tage nach der Geburt von ihren Freundinnen besucht. Es wird das in der Regel wohl kaum eine Erleichterung für die Besuchte sein, ein Unterlassen würde aber als Beleidigung oder doch Vernachlässigung betrachtet. Dass bei solchen Besuchen das Gespräch hauptsächlich auf schwere Geburten fällt, auf das, was diese und jene durchmachen musste, eventuelle schlimme Folgen noch zu tragen habe und lebenslang erdulden müsse, ist selbstverständlich. Auch weiss natürlich jede Besucherin ganz sicher wirkende Mittel gegen alles, was bei Wöchnerinnen oder Neugeborenen nicht normal ist. Da fehlen sogar die Mittel nicht gegen Schielen, gegen grosse, vom Kopfe abstehende Ohren, gegen X- oder O-Beine, gegen krumme oder dicke oder spitze Nasen, gegen Kropf usw. usw.

Nun, der kleine Erdenbürger entwickelt sich unter der liebevollen und pflichttreuen Pflege von Nana und Mutter in den allermeisten Fällen zum kräftigen Kinde; bei jedem hat man noch nie oder nur höchst selten so kräftige, so grosse, so gut entwickelte Kinder in seinem Alter gesehen, und jedes gleicht vom ersten Tage an ganz genau dem Vater oder der Mutter, häufig wohl auch dem Ehni oder der Nana!

Es kommt die Zeit des ersten wichtigen Wendepunktes des jungen Sohnes, oder der zarten Tochter: Sie müssen bald in die Schule. Gewöhnlich wird da dem armen Kinde die Schule fast als Hölle vorgemalt, der Lehrer als Quäler und Tyrann. Man will den Anfänger nicht ganz unvorbereitet in die Schule gehen lassen, er muss mindestens Zählen und Rechnen können, wohl auch schon etwas Schreiben. Wenn dann die angewandten Methoden von Eltern oder Basen in diesen Anfangsgründen nicht zu den raschen, gewünschten Erfolgen führen, da machts dem armen Kleinen Angst, und es heisst noch: „Wart nu, chum du nur in d'Schul, wenn du sövel dumm tuast, denn überchust denn Tatzen gnuag oder chast all Tag zweimal z'ruck blieben!“ So kommt es, dass sogenannte „schamige“ Kinder nur in Begleitung der Eltern zur Schule wollen. Jedoch ist in den allermeisten Gemeinden Sitte, dass Vater oder Mutter ihren Sprössling dem Lehrer zuführen, ihn bekannt machen über die Vorbereitung des Kindes, über dessen Eigenschaften und Anlagen. Mit „Gsegnedi der lieb Gott, gäb der lieb Gott, dass d'folgsam und ufmerksam siist und rächt guat lärnist“, überlassen sie das Kind dem Schulmeister. Dies ist ein schöner, sinniger Brauch; möchte jedes Elternpaar seine Kinder so einführen in die Schule und so für die Schule sorgen, dieses frommen und schönen Wünschens eingedenk bleiben während der ganzen Schulzeit der Kinder und den Lehrer als Miterzieher ihrer lieben Nachkommen betrachten!

10. Aus dem Alpleben.

Es ist begreiflich, ja selbstverständlich, dass das Vieh eine grosse, wohl fast die grösste Rolle spielt im Sinnen und Denken, in Handel und Wandel des Bündner Bergbauers; liegt doch seine Haupteinnahme, seine Hauptnahrungsquelle in seinem Viehstand. In den allermeisten Fällen behandelt der Bündner Bergbauer sein Vieh gut. Oft hört man ihn mit seinem Vieh reden, wie mit seinesgleichen. Ein alter Schanfigger habe einmal zu seinem Töchterlein, das ihm beim Mistführen „mennen“ half (mennen = Zugtier führen) erklärt: „Wenn i säga hü Stier, so gang Maria, wenn i säga oha Stier, so stand Maria.“

Die Alpen, die in der Mehrzahl gemeinsamer Besitz sind, sind meistens gar wilde Gegenden. Nur zu oft zeigen sich

diese Alpen, und zwar mitten im Sommer, heute in Blütenduft und lachendem Sonnenschein und morgen im Schneekleid. Plötzlich hereinbrechende Gewitter sind hier sehr häufig und entladen sich mit solcher Allgewalt über diesem Felsenkessel, dass man ihresgleichen anderswo wohl suchen dürfte.

Jeder Bauer treibt zur Alpfahrt (Ende Juni oder Anfang Juli) seine Tiere selbst auf die Alp, was oft eine Tagesreise ausmacht. In der Alp angelangt, beginnt unter den bis dahin meist getrennt gewesenen Kühen ein erbittertes „Ringens“, dem die Bauern mit Spannung zusehen, indem jeder wissen möchte, wem nun die Ehre zufällt, die „Heerkuh“ zu besitzen. „Heerkuh“ bleibt diejenige, die im „Ringens“ alle andern ausschlägt, und als Auszeichnung erhält sie dann im Herbst, bei der Alpentladung, einen bunten „Maier“ auf das Haupt, die grösste „Plümpa“ oder „Rümpa“ (Vorschelle) an den Hals und darf (ähnlich wie es bei festlichen Umzügen mit gewissen Menschen geschieht) hoch erhobenen Hauptes, ihrer ganzen Vortrefflichkeit bewusst, allen andern Kühen voranmarschieren. Derjenige Bauer, der das „Glück“ hat, die „Heerkuh“ zu besitzen, tut's auch nicht anders, geht das Jahr hindurch so voll gespreizten Selbstbewusstseins unter den Dorfbewohnern einher, als wäre er die „Heerkuh“ selber.

Namentlich früher rechnete sich solches mancher als gewaltige „Ehre“ an, und deshalb kam es auch nicht selten vor, dass der eine oder andere „Heerkuh-Narr“ weit und breit Nachfrage hielt, um ja eine rechte „Ringeri“ zu bekommen, und dass er solche dann vor der Alpfahrt noch extra fütterte und pflegte (wenn sie auch keinen Tropfen Milch gab), nur damit sie ja allen andern „heer“ (Meister) gehe. Am gespanntesten wurde die Sache dann, wenn einmal zwei gute „Ringerna“ da waren, die einander den Vorrang streitig machten. Da wurde dann wohl durch den Sennen oder den Küher (von einem der Bauern bestochen) mit gewissen Mitteln der Gegnerin das „Ringens“ „verleiden“ gemacht.

Von einem Vorkommnis solcher Art, geschehen auf der Urdenalp, die zwischen Tschierschen und Arosa liegt, weiss die Sage folgendes zu erzählen:

„So kam es auch wieder eines Jahres, dass man von zwei der stärksten Kühen nicht mit Bestimmtheit sagen konnte, welche die ‚Heerkuh‘ sei. Die eine von diesen gehörte dem Sennen selbst, der eine gar grosse Meinung vom Besitze einer

„Heerkuh“ hatte. Als nun die Bauern die Alp verlassen hatten, wusste der Senne sich schon Rat, um seiner eigenen Kuh die „Ehre“ zu verschaffen. Heimlich unterredete er sich mit dem Küher. Dieser ging zur Nachtzeit in den unterhalb gelegenen Wald, entrindete eine Tanne, trug die von Saft noch triefende Rinde hinauf und breitete sie, mit der glatten Seite nach oben, über einen gähnen Absturz am Carmenna aus. Andern Tages trieb er die Herde dorthin zur Weide, und da sorgte der ruchlose Küher dafür, dass die betreffende Kuh, die des Sennen „Heerkuh“ „Stich“ gehalten, wie von ungefähr in die Nähe der ausgebreiteten Rinde kam. Heimlicherweise trieb er sie dann noch vollends der Stelle zu. Auf der schlüpfrigen Rinde glitschte das prächtige Tier aus und stürzte den steilen Hang hinunter zu Tode. Dem Eigentümer wurde gesagt, dass die Kuh beim „Ring“ von einer andern „gefällt“ worden sei.

„So entging der Unhold dem weltlichen Gerichte, nicht aber dem göttlichen. Nach seinem Tode ward er dazu verdammt, an der Stätte seines Frevels die Untat zu büßen. Oft hören die Urder Alpknechte jetzt noch abends beim „Zunachten“ vom Carmenna her ein geisterhaftes, lang anhaltendes Jauchzen, den Ruf des Carmenna-Chüjers. Dann rollt die gemordete Kuh das steile Gesenke am Carmenna hinunter, der Geisterküher in mächtigen Sätzen ihr nach. Da wo die Kuh zum Stehen kommt, erfasst er sie mit übermenschlicher Kraft, und keuchend und stöhnend sucht er die ungeheure Last wieder nach oben zu tragen. Das ist sein Fluch. Hat er dann in unsäglicher Mühsal dieses Werk vollendet, dann kommt auch der Geisterspuk für eine Zeitlang wieder zur Ruhe. Von den Urder Alpknechten aber verkündet es einer dem andern: „Der Carmenna-Chüjer het g'juchzet, es git ander Wätter“; und tatsächlich soll dann auch regelmässig ein rascher Wetterumsturz mit Schneefall eintreten.“

Die Knechte einer Alp stellen sich zusammen aus einem Sennen, der das Oberhaupt des Senntums ist, einem Zusennen (Gehilfe des Sennen), einem Küher und einem „Batzger“, auch Schreiber oder Handbub genannt. Es sind alles stämmige, breitschultrige Männer und Burschen. Das Alpleben liegt ihnen in Fleisch und Blut. Wenn sie im Winter in ihrem Heimatdorf sind, dann übermannt sie oft das Heimweh nach den einfachen Holzhütten droben auf hoher Alp. Noch einfacher als unten im Tal leben sie hier. Eine „Pritsche“ (Lager)

mit etwas Heu oder Stroh dient als Ruhestätte für alle vier Äpler zusammen. Bescheiden sind ihre Mahlzeiten. Am Morgen Milch, Brot, Butter und Käse, zu Mittag Kaffee, Brot, Butter und Käse und abends eine Polenta, Milchreis oder ein „Schmalzmues“. Interessant ist auf einer Alp das Löschen und Anfachen des Feuers. Der Senn stösst abends mit einem Stecken die brennenden Kohlen in die Feuergrube zusammen, dann deckt er sie mit einer dicken Aschenschicht zu. Am Morgen beim Feueranmachen sinkt er mit beiden Knien zu Boden, zerbricht ein Büschelchen dürrer Reisigs, entfernt die Asche, und es erscheinen einzelne noch brennende Kohlen, darauf legt er das brennbare Werch, stützt die Hände auf die Herdmauern und bläst mit vollen Backen in die immer grösser werdende Glut. Der Widerschein der emporzüngelnden Flämmchen rötet das Angesicht des Äplers — bald knistert ein fröhliches Feuerlein unter dem Kessel.

Ein Brauch, der auf viele, viele Jahre zurückzuführen ist, ist das jetzt noch übliche Alpfeuer. Die Hirtenknaben sammeln mit Hilfe ihrer Altersgenossen am Tage vor der Alpladung Reisig und tragen ihn auf einen aussichtsreichen Punkt. Am späten Abend zünden sie den Reisighaufen an, zum Zeichen, dass die Alp nun bestellt werden kann.

Früher jedoch war unter dem abergläubischen Volk die Meinung, dass das Alpfeuer die Macht habe, die bösen Geister in der Alp zu bannen, so lange das Vieh oben sei.

Der Kuhreigen, den man am Tage der Alpfahrt hörte, wird immer seltener; es ist dies jener eigentümliche jauchzende Gesang, dessen ältester Text sich nur noch in einzelnen Versen vorfindet, während seine Melodie in längern Trillern, Jodeln, bald hüpfenden, bald gedehnten Tönen besteht. Etwas anderes ist der einfache Jodel, der keine Worte hat, sondern bloss in schnell wechselnden, oft in der Tiefe anhaltenden und rasch in die Höhe steigenden, seltsamen, melodischen Tonverbindungen besteht, mit welchen der Hirt seine Kühe herbeilockt, seine Kameraden begrüsst und dessen er sich öfters als Fernsprache im Gebirge bedient.

Das sogenannte Alphorn hat in vielen Alpengegenden unseres Landes ausser der Anstimmung des Kuhreigens noch einen andern feierlichen und religiösen Gebrauch. Wenn die Sonne untergegangen ist und das Licht des Himmels nur noch auf den Gipfeln der schneebedeckten Berge glimmt, dann nimmt

der Senn, der auf dem höchsten Teil der Alpenkette wohnt, sein Horn und ruft durch sein Sprachrohr: „Lobt Gott, den Herrn!“ Alle benachbarten Hirten treten, sobald sie den Ruf vernehmen, aus ihren Hütten, nehmen ebenfalls ihre Alphörner und wiederholen dieselben Worte. Dieses Rufen dauert oft eine Viertelstunde und wiederholt von Berg zu Berg und von Schlucht zu Schlucht. Endlich erfolgt eine feierliche Stille. Alle stehen andächtig da; mittlerweile ist es ganz dunkel geworden. Nachdem noch der Ruf: „Gute Nacht!“ als Abschluss des Tages ertönt, legen sich alle Äpler zur Ruhe nieder.

Am Tage nach der Alpentladung wird in den gemeinsamen Alpen die „Molke“ oder der Alpnutzen verteilt. Eine gemeinsame Nidel ist dabei Sitte. Oft geht es etwas „lebhaft“ zu; es soll schon vorgekommen sein, dass die Bauern „handgemein“ wurden. Der ganze Alpnutzen: Käse, Butter und Zieger bleibt bis im Herbst auf der Alp.

11. Alte Häuserinschriften.

Beinahe an jedem Haus in den bündnerischen Bergdörfern finden sich alte, tiefsinnige Inschriften und Sprüche, von denen aber viele, infolge Unwetters, verwischt sind, so dass es schwer ist, dieselben zu entziffern.

1. Fürchte nicht die Welt, greif tapfer an.
2. Es eilt die Zeit, Mensch sei bereit.
3. Höhen und Tiefen ebnet die Zeit verstehe sie und schaffe.
4. Ich bin ein Gast auf Erden
Und hab hier keinen Stand,
Der Himmel soll mir werden,
Dort ist mein Vaterland.
Hier muss ich Unruh haben,
Reis' mühsam ab und zu,
Dort wird mein Gott mich haben
Mit seiner ew'gen Ruh.
5. Dies Haus ist mein,
Und doch nicht mein,
Der vor mir war,
's war auch nicht sein.
Der ging hinaus und ich hinein
Nach meinem Tod wird's auch so sein.
6. Wodurch wird unser Haus ein christliches Haus? Dadurch, dass es gebaut wird im Namen Jesu.
7. Ein gastliches Haus gibt unendlich mehr, als Essen und Trinken und Herberge.
8. Mag draussen auch fliessen der Welt Honigseim,
Für mich gibt's kein Plätzchen so süß, wie mein Heim.
Da lacht mir das Herze,
wie nirgendwo mehr,
Da säuselt der Friede vom Himmel mir her.
Heim! Heim! süßes Heim!
Für mich gibt's kein Plätzchen,
So süß wie mein Heim.
9. Die Leute sagen immer:
„Die Zeiten werden schlimmer.“
Ich aber sage: nein,
Es trifft sich besser ein:

- „Die Zeiten bleiben immer
(gleich)
Die Leute werden schlimmer.
10. Veracht' nicht mich und die Meinen,
Betracht erst Dich und die Deinen!
Find'st Du dann ohne Mängel Dich,
Alsdann komm und verachte mich.
11. Gott bewahre dieses Haus,
Und die da gehen ein und aus.
12. Wer will bauen an die Strassen,
Muss die Narren tadeln lassen;
G'scheite machen nicht viel d'raus,
Es gibt Narren g'nug, die alles
richten aus.
13. Wir bauen Häuser gross und fest,
Darin sind wir nur fremde Gäst'!
Und wo wir sollen ewig sein,
Da bauen wir gar wenig ein.
14. Dies Haus ist mein und doch nicht
mein,
Und meinem Hans kann's auch
auch nicht sein.
Und wird's dem Dritten übergeben,
So wird's dem ebenso ergehen.
15. Was ich in Sorg und Müh' gebaut,
Kann ich nicht lang besitzen.
Das Haus, das Gott mir anvertraut,
Wird einst ein Andrer nützen.
Ein Dritter kommt und nimmt es
ein;
Und dann werd' ich vergessen sein.
16. Jesus war in meinem Haus,
Weiche nimmermehr daraus.
17. Wir bauen dieses Haus hienieden,
Als eine Wohnung dieser Zeit.
Hier gib, o Gott, uns Glück und
Frieden
Und einst die frohe Seligkeit.
18. Von aussen ein wohlgesunder Leib,
Wie auch gesunde Sinnen.
Des Himmels Segen dort,
Der Erden Segen hier.
Dies und ein mehreres nicht,
Ist täglich meine Begier.
19. Gott schuf uns Menschen all auf Erden zur Arbeit, nicht zum Müssiggang.
Drum bau'n wir unserm Gott zu Ehren dies irdisch Haus durch Menschen-
hand, bewohnen's froh die kurze Zeit, bis Gott uns ruft zur Ewigkeit.
Dann zieh'n wir still aus dieser Welt, doch gerne, wenn es Gott gefällt.
20. Gott segne dieses Haus mit Glück und Segen jederzeit und geb' dem
Volke, das drin wohnt, die ew'ge Freud und Seligkeit.
21. Wann ich meinen Lebenslauf auf dieser Welt vollendet,
So nimm, o Gott, im Himmel auf meine Seel' in deine Hände.
Und meinen Leib lass auch sanft ruhen in dem Grab,
Bis einst anbrechen wird der liebe, jüngste Tag.
Alsdann lass mich, o Gott, mit Freuden auferstehen
Und mit der frommen Schar zur Himmelsfreud eingehen.
22. Unsern Ausgang segne Gott, unsern Eingang gleichermassen.
Segne unser täglich Brot, segne unser Tun und Lassen,
Segne uns mit sel'gem Sterben und mach' uns zu Himmelserben.
23. Gott, Vater aller Gnaden, bewahre dies Haus für allen Unglückschaden,
Geuss deinen Segen aus auf die, so es bewohnen, damit sie noch mit
allen Frommen geniessen Himmelsfreud.
24. Jesus wende Krieg und Streit, schenke Fried und gute Zeit.
Alles Du zum besten wend bis an unser selig End.
25. Was nützlich, was fröhlich, was freudig sein kann,
Schenk Du den Einwohnern, Du himmlischer Mann.
Ach ihr Seufzer eilt von Hinnen nach dem stillen Himmel zu.
- Den Vierten trägt man auch hinaus.
Nun sagt mir doch, wess' ist dies
Haus.

26. Allhier verbleiben wir nicht lange, wir gehen hier nur ein und aus
Unsere Wohnung ist im Himmel, wo wir ewig selig sind.
27. Bewahrt dies Haus in Gottes Namen, dies ist gewiss der beste Rat.
Lebt froh und glücklich hier beisammen, dass Gott sein Wohlgefallen hat.
Verlasst einst ruhig diese Welt, nachdem ihr euer Haus bestellt.
28. Zufrieden sein im kleinen Haus, macht einen grössern Reichtum aus,
Als der im grossen Hause prangt und nie Zufriedenheit erlangt.
29. Ich und mein Haus, wir sind bereit, Dir Herr, die ganze Lebenszeit
Mit Seel und Leib zu dienen. Du sollst der Herr im Hause sein.
Gib Deinen Segen nur darein, dass wir willig dienen.
30. Glück und Segen hier auf Erden gib uns Herr aus Deiner Hand,
Führ uns einstens, wenn wir sterben, in das himmlisch Vaterland.
Gott, mein Gott, verlass uns nicht, in Dir steht meine Zuversicht.
31. Jesu, gib mir doch den Segen in das neue Häuschen mein,
Dass ich hier mag christlich leben und dort ewig selig sein.

12. Krankheit und Tod.

Sind unsere Bündner Bergbauern auch ein kräftiges, gesundes Volk — Krankheiten gibts leider auch. Von Nachbarn, von Verwandten, von Freunden und Bekannten werden die Kranken oft und viel besucht. Jeder Besucher bringt etwas mit: gewöhnlich ein Schilt Brot, wohl auch etwa Eier, frische Butter oder eine Schokolade. Ob diese Besuche eine Erholung, eine Erleichterung für die Patienten sind, ist wohl sehr zu bezweifeln; natürlich kommt es hierbei sehr auf die Krankheit an. Was will man bei einem solchen Besuche reden? Nun, doch von Krankheiten, von möglichst schweren Krankheiten, die der oder jener durchgemacht hat — von gerade der Krankheit, die den Besuchten jetzt ans Bett fesselt und diesen oder jenen so und so lange heimsuchte und quälte, den Tod verursachte oder für sein ganzes Leben leidend machte. Wohl weiss auch jeder ein prompt wirkendes Mittelchen, um den Kranken gesund zu machen. So kommt es dann, dass man heute dies, morgen jenes Mittel anwendet; jedes sollte natürlich das Übel wie wegblasen; sonst ist's nichts wert.

Aber auch dem Tode entrinnt keiner; mag er auch noch so hoch oben wohnen, es kommt doch der unerbittliche Sennenmann. Mit dem besten Kleide, wenn möglich noch mit dem Spusa- oder Spüslighemd und -Kleid wird das Dahingeschiedene bekleidet. Gute Nachbarn oder womöglich die „Götteti“ werden zum Ankleiden des soeben Verstorbenen herbeigerufen. Die Leiche wird in eine Nebenkammer gebracht.

Aus jedem Hause im weiten Umkreise kommt ungefragt je eines zum „Wachen“. Man lässt dann aber bis auf vier oder fünf Personen alle heimgehen; die Zurückgebliebenen dagegen wachen bei der Leiche die ganze Nacht. Da werden Gebete gelesen, das Leben des Dahingegangenen betrachtet, seine guten und schlechten Eigenschaften hervorgehoben oder getadelt. Auch bei Tag lässt man die Leiche nie allein. Jeder, der ins Trauerhaus kommt, „klagt Leid“, z. B.: „Ist Eua guata Ätti im Herrn entschlafa, gäbma der lieb Gott a fröhlich Uferstehig und die ewig Freud und Seligkeit im himmlische Reich!“

Am Tage vor der Begräbnis werden alle Glocken während einer halben bis ganzen Stunde, je nach Ortsbrauch, geläutet. Diejenige Glocke beginnt die Trauerklage, welche für den Verstorbenen am besten passt. Beginnt die grosse Glocke, so sind die „schwarzen Lose“ auf einen Mann gefallen; läutet die zweitgrösste zuerst, so ist eine Frau davon betroffen. Die wehmütige Melodie dieses Geläutes breitet Trauer über die ganze Gegend; die Klage rauscht in den Wäldern und widerhallt in Tobeln und Klüften. Die Glockenharmonie klingt wie in Tränen gebadet, und wer die Gabe des Hörens hat, vernimmt wie scharfes Wetzen schartiger Sensenschneiden, herrührend vom Tode, der die nächste Leiche bereits ankündigt. Mit aufmerksamem Ohre und gerührtem Herzen achten manche, ob aus dem Glockengeläute das Los der Seele im Jenseits sich künde. Tönt das Geläute in getragener, würdevoller Melodie, dann trösten sich die Trauerleute über das Los der abgeschiedenen Seele; zittert und zuckt es im Geläute wie beim Schluchzen eines Weinenden, dann ängstigen sie sich für den Verstorbenen. Bei manchen wird durch dieses Trauerläuten der Seelengrund so mächtig aufgewühlt, dass die Tränen sich aus den Augen lösen; ohne zu wissen hat man die Stimmung der eigenen Seele in das kalte, harte Glockenmetall gelegt. Unser Empfinden gibt der Glocke die Sprache auf die Zunge.

Gross ist in der Regel die Beteiligung an der Begräbnis. Im Dorfe selbst sind es gewöhnlich zwei aus jedem Hause, die dem Dahingegangenen die letzte Ehre erweisen. Aber auch aus den Nachbargemeinden erscheinen viele, oft sehr viele zum letzten Geleite; viel kommt es da auf die Verwandtschaft und Bekanntschaft, wohl auch auf das Wetter an. Die

Leichen werden in den Berggegenden zu ihrer letzten Ruhestätte getragen. Träger der Leichen sind die „Götteti“ oder Nachbarn, auch der Sargmacher gehört dazu. Sobald der Leichenzug in Sicht des Kirchturmes kommt, wird angefangen zu läuten, „zum Weg glütet“. Der Leichenzug formiert sich folgendermassen: Alle Verwandten des Verstorbenen gehören „ins Leid“; sie gehen aber nicht miteinander hinter dem Sarge her. Wohl ordnen sie sich nach dem Verwandtschaftsgrade; jedes aber ladet ein bis zwei Begleiter, nimmt ein bis zwei von den am Wege stehenden zur Begräbnis herbeigekommenen Leuten. Dabei sind natürlich die Mitglieder der „Obrigkeit“, des Kreisgerichtes und des Gemeindevorstandes oder deren Angehörige die ersten. So bildet sich zuerst der Zug der männlichen, dann der weiblichen Teilnehmer an der Begräbnis. Bei Kindern und unverheirateten erwachsenen Verstorbenen waren Tafel- und Blumenspenden von jeher Sitte und Brauch. In mancher alten Bündnerstube sehen wir oft alle vier Wände sozusagen total bedeckt mit Erinnerungszeichen, Tafeln und Maien an ein zu früh Verbliebenes. Die erwachsenen ledigen Mädchen gehen bei ledigen Verstorbenen vor dem Sarge und tragen Blumen und Kränze. Nach der Beerdigung wird zum Totenmahl eingeladen.

Das Andenken an ein Dahingegangenes wird sehr geehrt und mit Vorliebe werden Redensarten und Eigenarten des Verstorbenen in Erinnerung gebracht. „Min Ehni selig het immer gsait . . .“ oder „Mis Mami selig het das albig (immer) ä so getan . . .“ Die Gräber werden durchs Band gut gepflegt. Blühende Alpenrosen und schlichte Edelweisse zieren nicht selten den Grabeshügel eines lieben Verstorbenen. Diese beiden Bergblumen symbolisieren die Treue und Ehrlichkeit, die dem Dahingegangenen während seiner ganzen Lebenszeit eigen war. Jammern und Klagen bei Leid und Unglück, das sie selbst betrifft und bald wieder vorüber geht, ist bei den Bündner Bergbauern im allgemeinen nicht Sitte. Sie tragen ihr Schicksal mit steter Zufriedenheit, sie, die abgehärteten, starken und werktätigen Bergbauern. Trifft aber Unheil ein Anderes, dann regt sich in ihren Herzen ein tiefes Mitgefühl und sie helfen mit Rat und Tat mit, das Unglück zu lindern. Wohl ihnen, die so beschaffen sind.
